L. eleg. m.
371h

pB

Gust. Spiegel der Zeit u. Sitten!

L. eleg. m.

371 h

Ex donat: Molliana

Frauenzimmerfehde

und

die Entwickelung derselben.

Nebst einigen kleinern Aufsätzen

moralischen Inhalts.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Mögen die Leute sagen: Er ist ein satyrischer Spürhund. Bins zufrieden. Denke mir wieder dabey, was ich will.

Galanterien von Berlin, 9ter Brief Seit. 96.

Braunschweig,
bei Johann Christoph Meyer 1792.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Dem Hochwürdigen Herrn

Herrn Scholaster

von Schulze

in

Hildesheim

ganz ergebenst gewidmet.

Eine Frauenzimmerfehde — einem Manne mit der Tonsur widmen? = = was sagen Sie dazu, theurer, verehrungswürdiger Freund! Sie lächeln mir freundlich? Nicht wahr?

Sie antworten: Was thut die Tonsur zur Frauenzimmerfehde oder zu einem Buche? Ich bin ein Mensch und lese aus diesem Gesichtspuncte alles, was für das Wohl der Welt Intresse hat und nehme den herzlichsten Antheil daran.

 Nun

Nun dann gütiger Freund, schlage ich traulich in Ihre deutsche biedere Hand. Ich wünschte Ihnen eine Freude machen, Ihnen meine Achtung, meine Werthschäzung laut vor aller Welt bezeugen zu können. Dies ist es, was mich dazu vermogte, troz aller Einwürfe meines Genius Ihnen diese kleine Schrift zu widmen.

Was mein Herz für Sie fühlt? Warum soll es Ihnen das nicht laut sagen? Wer Sie kennt, der stimmt mit mir ein: daß Sie ein fürtreflicher Mann sind,

um

um so mehr verdienen geschätzt zu werden, als Sie in der Stille so viele Wohlthaten gegen die leidende Menschheit üben; so manche Familie aufhelfen, die um Brodt weint: so manche würdige Arme ohne alle Ausnahme erquicken; sie ausspähen, des Menschenelendes weniger zu machen suchen. Das heißt doch edel handeln.

Und dabey immer ein frohes, heiteres Gesicht und Herz. — Das kann man aber auch haben bey dem Bewußtseyn solcher Biederthaten.

 Ich

Ich wollte Ihnen hier nun eigentlich keine Lobrede halten. Das sey ferne. Aber was wahr ist, was alle ihre Freunde an Ihnen erkennen, von Ihnen wissen — dürfen des nicht Unbekannte auch an Ihnen bewundern?

Vielleicht gäbe es noch gar hier oder da einen, der dadurch bewogen würde, Ihr Nachahmer zu werden. — Und denn hätten wir doch schon viel gewonnen.

Mögte es doch solcher braven Männer viele geben, die sich so gern und so thätig

für

für das Wohl ihrer Nebenmenschen aufzuopfern. Dann gäbe es keine Leidende in der Welt! Aber der wahren Menschenfreunde giebt es zu wenige. Unendlich viele sind es nur dem Nahmen nach.

Leben Sie wohl und genießen Sie ferner im Wohlthun so viele Seligkeit wie bisher. Gewiß dies Wonnegefühl ist schon hier Belohnung. Wie groß muß sie erst seyn in einer bessern Welt.

Sie sind glücklich, darum darf ich Ihnen dies nicht erst wünschen. Nur die

Fortdauer Ihrer Gesundheit und Ihrer Gewogenheit gegen mich — dies ist mein letzter Wunsch.

Sie kennen mich. Ich kenne das Frauenzimmer. Darum unterschreibe ich mich nicht und bitte Sie zugleich, mich ja nicht zu verrathen.

Vor-

Vorrede.

Das Hildesheimische Magazin, woraus diese Abhandlungen genommen worden, wird nicht so häufig gelesen, als daß ich glauben könnte, daß diese Aufsätze, die so allgemeine Theilnahme und Sensation gefunden, so gemeinnützig werden könnten, als sie sollten.

Ich übergebe daher dem Publikum gegenwärtige Aufsätze, um über den Werth oder Unwert, über die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit derselben zu urtheilen, da ich ohnehin von mehreren Menschenfreunden dazu aufgefordert bin, diese Lectüre zum

Nu-

Nutzen und Besten des gesammten deutschen Frauenzimmers besonders abgedruckt herauszugeben.

Geschichte dieser Aufsätze.

Lange sahe ich die Lebensart der Menschen; ihre Grundsätze, nach welchen sie handelten; ihren Hang zur Mode, zum Luxus, zu Ausschweifungen aller Art.

Ich hatte mir davon einen nicht ganz unbeträchtlichen Vorrath an Erfahrungen gesammlet.

Ich sah hie und da in Städten und auf dem Lande, bis zum Erstaunen die Niedern zu ihrem eignen Schaden die Großen in allen Stücken nachahmen. Die Großen wollten doch gern vor den Mittlern, die Mittlern sich vor den Geringern auszeichnen, wollten doch auch einige Vorrechte darin behaupten, anders gekleidet zu seyn — damit man doch sagen könnte: Der oder

die gehöret nicht zu uns. Die Mittlern wollten für die Höhern, die Niedrigern wenigstens für die vom Mittelstande gehalten seyn. Diesen war eine solche Collision angenehm; jenen lästig und mehreren ärgerlich. Denn man will behaupten: daß nichts für manche Herrn und Damen von Familie — wie sie sich nennen — ich rede hier nicht von den würdigen Edlen, von denen, die richtige Grundsätze vom Adel haben, sondern nur von denen, die ihre Vorzüge blos in ihrer Gebuhrt und in ihren berühmten Ahnen suchen, nicht in Abglanz hoher Thaten und Gesinnungen — empfindlicher und ärgerlicher ist, als wenn der Bürger sich eben so kleidet wie sie; obgleich die Thorheit unter manchen Classen des Bürgerstandes eben so sehr eingerissen ist, daß sie ihre Nase über den niedrigern Stand rümpfen, wenn er auch anfängt, sich eben so zu kleiden, wie sie.

Die Großen müßen nun große Geldsummen anlegen, um immer über den Bürger

her-

hervorglänzen zu können — daher der immerwährende unauslöschliche Haß. Der Bürger lacht darüber, und wetteifert in der Nachahmung. Dabey wird nun viel Geld auf die unnöthigste Art verschwendet, die Revenüen sind sich so wenig gleich als die verschiedenen Geldbeutel und Gewerbe — und dennoch scheint darin die größte Kunst in der Lebensart zu bestehen, wer es dem andern wo nicht zuvor, doch wenigstens gleich thun kann. Darauf sinnt und darnach trachtet alles.

Sobald nun irgend eine Tracht, sie mag seyn von welcher Art sie wolle; sobald irgend eine Equipage anfängt, vom Mittelstande nachgeahmt zu werden, sey sie auch noch so glänzend, noch so geschmackvoll, noch so neu; sogleich muß eine andere herbeygeschaft werden; sey sie auch noch so geschmacklos, sey es auch die ärgste Carricatur; thut sie Wuchs und Körper auch den ärgsten Zwang an, beschimpft sie auch die Natur auf die häßlichste Weise, sie wird goutirt. Sie wird nachgeahmt, und eben darum sogleich wieder verworfen. Sollte

man

man nicht denken: die Menschen — zum Theil — *) wären die närrischsten Creaturen.

So war es doch nicht von Alters her. Unsre Vorfahren liebten mehr das Reelle, und bekümmerten sich wenig um die Mode. Der Unterschied davon war der: Es war zwar ehemahls weniger Lebensgenuß, aber doch mehrere innere Zufriedenheit — jezt ist viel Lebensgenuß, fast immerwährende, beständige Zerstreuung und keine innere Ruhe. Ehemals hatte man Geld im Sack bey weniger Mühe und wenigen Bedürfnissen; jetzt ist oft der glänzendste Mann ein Bettler und man ist bey aller Anstrengung und Mühe kaum im Stande, ein ehrlicher Mann zu bleiben.

Am Ende wissen die Menschen selbst nicht mehr, wie sie es anfangen wollen, der Ueppigkeit, der Eitelkeit Ein Genüge zu leisten. Die

*) Es giebt freylich beträchtliche Ausnahmen. Aber der größte Theil bleibt es doch immer und davon ist, wie natürlich die Rede im ganzen Vortrage, darauf bitte ich Rücksicht zu nehmen.

Die Bekanntschaft mit Franzosen und Italienern hat die Deutschen verdorben, weichlich gemacht, und wird sie noch mehr verderben: wenn die Nation nicht anfängt, sich selbst zu schätzen. Mit den Feinheiten ihrer Sitten haben wir auch ihre Laster angenommen, sagt irgendwo ein berühmter Schriftsteller. Was kann anders daraus entstehen, als Verfall der Nation? Da Roms Ueppigkeit und Schwelgerey aufs höchste gestiegen war, stund es grade an der Stufe seines Umsturzes. Unsre beyden letzten Generationen geben uns im Verhältnis gegen die vorigen in ihrer Entnervung und Weichlichkeit schon eine traurige Perspection in die Zukunft.

Das Dienstmädchen auf dem Lande kleidet sich ja jetzt schon in seinem Sonntagsputz als ehemals eine Predigerfrau. Das Dienstmädchen in der Stadt, als das ehemalige Garderobenmädchen — dieses gleicht einer ehemaligen Kammerjungfer, die Kammerjungfer einer ehemaligen gnädigen Frau.

Man=

Manches Schneidermädchen oder andere Gewerkstochter sucht mit der Tochter des Hofraths u. a. zu wetteifern.

Das veranlaßt denn für beyde Theile oft angenehme oder widrige Collisionen, d. h. Umstände, wo man die eine für die andre nimmt.

Und das mögte nun noch hingehen — aber kann die Welt dabey bestehen? Man schweift immer mehr aus — man übertreibt es das ist es, was ich mit Recht behaupten zu können glaube — und was wird am Ende daraus?

Das Sonderbarste bey der ganzen Sache ist, daß der größte Theil der weiblichen Welt grade darin etwas Besonderes sucht.

Als wenn es nicht der Vorzüge unendlich edlere, höhere gäbe!

Natur, edle schöne Natur! warum bist du doch so ganz von der Erde entflohen! Warum hat dich ein Unding — die Mode verdrängt?

Natur! Du zeigst den Körper in seiner schönen Gestalt, angenehm, liebenswürdig, in seiner ganzen Grazie. Mode! du schaffst aus schönen Menschen, Ungestalten, Mißgeburten, Ungeheuer, Creaturen an Seelen und Körpern. Und diese Kinder, die du gebiehrst, sollen schöner seyn, als die der Natur!

Länger konnte ich den Eitelkeiten unter dem Monde nicht zusehen. Manche ergab ich den schwachen Geschöpfe. Aber als man gar anfing, flohrne Kleider, flohrne Röcke zu tragen, und die ganz verunstaltende abentheuerlichen Hüte, da empörte sich mein Herz gegen diese seynsollende Kunstwerke, die die Narrheit erfand. Noch mehr empörte es sich, als es wild und zügellos einen großen Theil der weiblichen Jugend sich und seinen eigenen Phantasien überlassen sah, es mit eigenen Augen sah, daß Väter und Mütter zu den abscheulichsten Thorheiten ihrer Kinder schwiegen, ihnen allen Willen, alle Freyheit ließen, und die Töchter sich derselben auf die muthwil-

wil-

willigste Art von der Welt bedienten. Ich glaubte in der immer mehreren Zunahme solcher Ueppigkeit und Verschwendung wo nicht den Untergang, doch Entnervung des Staats und in der fast zügellosen Freyheit so mancher Frauenzimmer, die erste Ursach zu finden, daß so manche Männer sich nicht verehlichen. Ich sammelte meine Erfahrungen, die bis dahin zerstreuet umherlagen, zusammen, schrieb den ersten Aufsatz und ließ ihn im December voriges Jahres im Hildesheimischen Magazin abdrucken, ohne Hildesheimisches Frauenzimmer zu kennen, oder besondere Rücksicht darauf zu nehmen.

Er wurde mit großer Theilnahme gelesen, von dem edlen guten Theile der Frauenzimmer mit Beyfall aufgenommen. Aber wer hätte es denken sollen? Eben als man sich den besten Erfolg versprach, erschien die bescheidene Antwort. Anstatt das man hätte das Wohlthätige der Absicht fühlen, anstatt daß man in der Stille diese Zurechtweisung

hätte annehmen sollen, die gewiß nicht zur Unzeit geschah, gab es verschiedene Frauenzimmer von angesehenen Familien in Hildesheim, die zu dieser bescheidenen Antwort, wie sie es nennen, den Stof hergeben, und es wahrscheinlich von irgend einem Herrn bearbeiten ließen, der aber weder Geschmack noch Feinheit genug zu diese Arbeit besaß. Ob ich hierin irre, oder nicht, daran ist nichts gelegen. So viel ist gewiß: Das Publikum hat wenigstens so weit entschieden: daß es besser gewesen wäre, die bescheidene Antwort wäre nie gedruckt worden, weil sich gerade diejenigen dadurch verrathen hätten, die sich am meisten getroffen gefunden.

Das Unglücklichste worauf diese guten Mädchen verfallen konnten, oder worauf sie mogten geleitet worden seyn, war, daß sie die Buchstaben in dem Aufsatze deuten wollten, wie das gewöhnlich der Fall ist, und daß sie darum den Verfasser desselben so gram waren, weil er zufälligerweise einige Buchstaben mogte getroffen haben.

Sie erschien im Januar des vorigen Jahres.

Ich ließ dieser Antwort im May eine Replic folgen und zeigte darin die Mißdeutungen und die gewöhnlich falsche Art der Widerlegung dieser Frauenzimmer.

Und was hatte nun diese für Folgen? Der Anfang derselben, so wie die Blätter erschienen, wirkte heftige Erbitterung, das Mittel mehrere Beruhigung, das Ende? — Gute biedere Menschen lasen alles mit Theilnahme und wünschten eine Reforme — Andere, besonders die Frauenzimmer, die sich getroffen fühlten, legten den Aufsatz weg, wie denn oft die gemeinnüzigsten Sachen dasselbe Schicksal haben — und erwähnten ihn mit keiner Silbe wieder.

Was wird aber nun die allgemeinere Bekanntmachung dieser gewiß die Menschheit interessirenden Geschichte für Folgen haben! Abnahme des Luxus, Zurechtweisung desselben in richtigere Grenzen, mehrere bescheidenere

nere Zurückhaltung unter dem weiblichen Geschlecht, edlere zweckmäßigere Bildung der Mädchen zu guten Gattinnen, redlichen Frauen, liebenswürdigen Müttern, angenehmen Freundinnen ꝛc.

Mögte ich doch dadurch den Nutzen stiften, den ich zum Wohl des Ganzen so sehnlichst wünsche. Ich kann noch nicht schließen, ohne noch einige besondre Wünsche hinzuzufügen; so sehr liegt mir die Sache am Herzen. Mögte ich den Mittelstand, der so gerne die Großen nachahmt, besonders darauf aufmerksam machen, doch nicht zu übertrieben im Putz und andern Ausschweifungen des Luxus und einer zügellosen Freyheit hervorglänzen zu wollen, und darin Glückseligkeit zu suchen, wo doch am Ende nichts als Jammer und Elend sie erwarten — eine so kurze, schimmernde und oft so theuer erkaufte Glückseligkeit! —

Ach! die Ehre und die Unschuld hängen oft an einem unseligen Augenblicke. Ist dieser Augen-

gen-

genblick ohne Führerin, ohne unsre Vernunft? Haben wir unseren Leidenschaften Gehör gegeben? — dahin sind alle reine Lebensfreuden; dahin ist alle Heiterkeit des Gemüths, und ein jeder ließt auf dem allererkünsteltsten Gesicht, die Züge tiefeingegrabener Selbstverschuldung.

Und — wie weh! wie weh ist einem solchen Herzen!

Himmelsunschuld, Heiterkeit und entzückendes Vergnügen lächelt hingegen aus der Stirn des Rechtschaffenen, den nicht die Vorwürfe seines Gewissens wegen — dem sein Geist sagt: Ich handelte bieder und gut. Ich kann Gott, allen Menschen und mir selbst Rechenschaft geben von meinen Handlungen. Ich machte von dem Ueberfluße meiner Zeit Gebrauch; aber ich schwelgte nie. Ich that es, ohne darin meine Glückseligkeit zu suchen. Ich versagte mir diese und jene Dinge, ohne die mindeste Stöhrung meiner Ruhe und Zufriedenheit. Ich that niemahls etwas Uebels,

um

um mir Glanz zu verschaffen. Ich war weder zu frey noch zu gezwungen. Edle Freyheit mit offener Stirne und freundlichen Wesen bot ich jeder Menschenseele dar, die sich mir zeigte — aber auch kluge Zurückhaltung, ohne schüchtern zu seyn. Durch diesen Mittelweg behauptete ich meine Ehre, mein Glück, meine Zufriedenheit.

Wer sich dies mit Wahrheit sagen kann, wie wohl muß einem solchen Herzen seyn!

Und mit dieser Vorbereitung, meine Leser und Leserinnen! wünsche ich, daß sie nun die Aufsätze selbst lesen.

I.

Untersuchung

der Ursachen,

warum so manche

unserer

jungen Månner

sich nicht verehlichen.

Veranlaßt durch ein freundschaftliches Gespräch.

So eben komme ich aus einem angenehmen Zwiegespräch, und setze mich sogleich hin, dasselbe niederzuschreiben.

Ferne sey es von mir, daß ich irgend etwas aussagen mögte, was mir nicht erlaubt wäre, auch ohne diese Unterredung meinen Lesern darstellen zu dürfen. Aber ich habe noch ohnehin den Auftrag übernommen, zum Wohl der Welt unsre Unterredung, und die Gegenstände derselben, öffentlich bekannt zu machen. Es sey also.

Die Gesellschaft hatte eben nach der leidigen, einmal eingeführten Gewohnheit den Caffee eingenommen, und nun zerschlug sie sich nach einer eben so leidigen Gewohnheit in ihre Spielparthien, die eine zum Whist, die andre zum L'hombre. Unsre gute freundschaftsvolle Wirthin nahm keinen Theil, weil sie die Wirthschaft selbst besorgt, und ich, weil ich immmer unglücklich spiele, und darum kein großer Freund

vom Spiel bin, blieb also auch übrig. Wir sahen dem Dinge ein Weilchen zu. Endlich zog sie mich in ein Fenster und warf folgende Frage auf, die zu dieser langen Unterhaltung den Stof hergab.

„Warum heyrathet D. H. nicht? Er ist ein blühender junger Mann. Er hat Vermögen, einen so guten Ruf, eine solche Menge Kunden, daß er gewiß eine Gattin glücklich machen könnte. Sie kennen ihn. Hat er keine Neigung zum Heyrathen?“

Neigung, gute Liebenswürdige? Welcher junge Mann hat nicht Neigung zum Heyrathen? Wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo es so viele gab, die aus Misogynie nicht heyratheten, und darum den so sehr verächtlichen Namen — Hagestolze — bekamen. Jeder fühlt es so innig: daß ein gutes Weib das Glück des Lebens ist. Ein Weib, das alle Eigenschaften hat, die die dazu erfordert werden, einen Mann, und in demselben sich selbst zu beglücken, ist das größte Geschenk des Himmels.

„Sie reden sehr enthusiastisch.“

Grade, wie es die Sache verdient.

„Nun

„Nun so wüßte ich nicht, was ihn zurückhalten sollte. — Es scheint so ganz das Pli der jungen Herren zu werden. Wenn Mädchen wie Grazien um sie her tanzen, ihnen das Glück des Lebens voräugeln; so scheinen ihre Herzen ganz von Stein zu seyn. Ganz stoisch sehen sie diese Göttinnen wie Sonnen vor ihnen herwandeln. Sie werfen von allen Seiten ihre belebenden und erwärmenden Strahlen auf die Herzen der jungen Männer — und diese blicken sie an, als ob sie von Eis — gar nicht zu beleben, gar nicht zu erwärmen wären.“

Liebe Freundin! ich verzeihe es Ihnen, daß sie so für ihr Geschlecht reden. Der äußre Schein ist es eben, der die jungen Männer zurückschreckt. Wir fühlen, daß dieser Glanz nicht ächt ist. Wir erblicken die Mädchen nie in ihrer wahren Gestalt. Gute, nachdenkende, das Wohl und Wehe des Lebens abwiegende Männer kennen das Wahre schon zu sehr, als daß sie sich vom äußern Scheine blenden lassen sollten.

„Und sind gar zu bedächtlich.“

Soll man dieses nicht seyn, in dem entscheidensten Punkte unsers ganzen Lebens?

„Sie haben nicht ganz unrecht. Ich höre längst, wo sie hinaus wollen. Sie wollen sagen: Unsre Mädchen setzen zu vielen Werth in

 die

die äußerlichen Blendwerke; in Putz, in Kleidung, in den unzähligen Flitterstaat, den die Mode erfand Dafür scheuen die Herren. Sie schliessen von ihrem jetzigen Benehmen als Mädchen schon auf das, was sie als Frauen seyn werden."

Wie kann man anders. Wenn Lilla täglich zwo und mehrere Stunden an der Toilette braucht, wenn sie jährlich mehrere Hunderte auf Mode, Putz und Kleidung, Spiel ꝛc. verwendet, wenn sie sich durchaus um keine Haushaltsgeschäfte bekümmert; wenn sie erst des Morgens spät aus dem Bett aufsteht, weil sie bis nach Mitternacht in Gesellschaft war, wo sie spielte — wenn sie von nichts als von Moden, Büchern ꝛc. zu sprechen weiß; wenn sie nicht weiß, wie sie sich herausputzen will, um vor andern zu glänzen, stolz über alles die Nase zu rümpfen, hoch über alles her zu fahren, was nicht so modisch ist, nicht so mitmachen kann, wie sie. Sagen Sie, meine Werthe! wird sie als Gattin anders seyn? Wird sie, mit solchen Grundsätzen vertraut, sich ihres künftigen Haushalts annehmen; oder wird sie sich desselben annehmen können, wenn sie auch wollte, da sie ihn nicht versteht? Wird sie sich gern mit ihrem Mann, mit ihren Kindern, mit ihren andern Verrichtungen beschäftigen, wenn

wenn sie einmal gewohnt ist, der Mode, dem Putze, den Büchern, der Musik, den Spielparthien u. d. gl. zu fröhnen.

„Soll denn aber ein Frauenzimmer gar keine Veränderungen haben? Soll sie gar nicht lesen, gar nicht Clavierspielen, gar nicht Karte spielen, gar nicht auf Ball, auf Maßkeraden gehen, gar nicht nach der Mode seyn.“

Wer wird dieses verlangen? Ich habe das gar nicht behaupten können und wollen. Ein Mädchen, eine Frau, kann, darf an allen Erheiterungen und Vergnügungen des menschlichen Lebens Antheil nehmen. Aber nur alsdann, wenn die wichtigern Geschäfte nicht darunter leiden. In der Mode, darf sie nicht ausschweifen, nicht Närrin seyn. — Sie muß immer die Mittelstrasse behaupten, nie alles, noch weniger das Abgeschmackte nachmachen. Zur Erholung kann und darf sie alles mitmachen —, aber nicht für immer, nicht für den täglichen und beständigen Zweck. Sie muß sich manche Vergnügungen, woran selbst ihre Freundinnen Antheil nehmen, versagen können, ohne daß es ihr schmerzt. — Der Zweck eines guten Frauenzimmers fasset unendlich mehr, als blos tändeln, und im beständigen Schwarm von Zerstreuungen leben wollen.

„Es ist aber nun einmal der Ton jetzt.“

Darum wird es auch der Ton der Mannspersonen immer mehr, nicht zu heyrathen. D. W., mein Freund F; Herr U —, Herr A — und ein Paar Dutzend wollte ich ihnen noch blos unter meinen Bekannten nennen, die alle die größte Neigung zum Heyrathen haben; die es eben so gut wissen, als ich, daß die Ehe, Zweck des Lebens, unsere Bestimmung ist; daß so manches Frauenzimmer darunter leiden muß, welches schon in voller Blüthe steht, manches schon seinen Verblühen mit innerer Trauer entgegen sieht, manches schon wirklich verblüht — Aber sie sagen: Was ist mir mit einem solchen Mädchen, — gedient? Von Außen ist sie wie ein Engel — aber Modesucht, Spiel, und die gar zu große Freyheit haben ihr Herz, ihren Charakter verdorben, sie mir ganz zuwider gemacht. Wer ist im Stande, so viele Hunderte zu verdienen, als dies Mädchen zu ihrem Luxus einst als Frau gebraucht? — Noch kürzlich wurde dem D. H. die Dem. M. vorgeschlagen. Ein Mädchen schön wie die junge blühende Rose Er würde sich selbst um sie beworben haben. Er hat die größte Neigung dazu. Aber — was gebietet ihn die kältere Ueberlegung? Er sagt sich: Heyrathen ist entweder Glück oder Unglück des Lebens — das, wovon unser Wohlseyn, unsre

Ru-

Ruhe, oder unser namenloses Unglück abhängt. Wenn sich dies wie ein Engel scheinende Geschöpf dann in seiner wahren Gestalt zeigt, wenn es seine Maske ablegt; wenn die ersten Flitterwochen der Liebe vorüber sind, wo man sich alles übersieht — wenn der Mann nun will, daß die Frau alles, wie sie muß, angreifen soll — wenn sie ihm den Haushalt mit Verstande führen, alles dazu beytragen soll, dem Mann die Stunden, die ihm von seinen lästigen Geschäften übrig bleiben, angenehm und ihm sein Leben erträglich zu machen — und wie die Wenns alle Namen haben mögen; wenn sie nun anstatt dessen auf ihre vorige Lebensart dringt und sagt: So habe ich es in meinem ledigen Stande bey meinen Eltern gehabt; so bin ich es gewohnt. — Sollte ich mich nun so unglücklich machen, da ich jetzt ungebunden weit ruhiger und zufriedner lebe? So sind Dem. H, I, K — X, Y, Z. und andere.

„So ganz kann man es Mannspersonen nicht verdenken, daß sie vorsichtig sind. — Aber die Mädchen glauben nun einmal, durch diese Art ihres ganzen Benehmens, durch den Hang zum Luxus, zur Mode, durch ihr freies ungezwungenes Wesen, den jungen Herren zu gefallen. Eben dies ist es, was sie nothwendig glauben.“

Und eben dieser seynsollende bon — ton ist es, der so manches Mädchen in den Augen rechtdenkender Männer heruntersetzt. Wenn Dem. A. sich in Gesellschaften auf den Schoß des Herrn B. setzt, ihm allerley Zweydeutigkeiten sagt; andre Zweydeutigkeiten dafür einnimmt, ihn küßt, sogar in Gegenwart des jungen Mannes, von den sie glaubt, daß er einst ihr Glück machen werde — aus Scherz oder um ihn eifersüchtig zu machen; Wenn Dem. L. in Gesellschaften mit den Stacheln ihrer Persiflage unaufhörlich um sich wirft — wenn sie ihrem Witz, ihrer Satyre immer freyen Lauf läßt, um damit zu glänzen — was soll man dazu denken? Soll man nicht auf den Gedanken gerathen; Wenn das am grünen Holze geschieht, was will am dürren werden? Wenn Dem. X. nichts als Rendezvous Abends im Mondenschein heut mit diesem, Morgen mit einem andern jungen Herrn hält — wenn man Dem. Z. am Abend hier und dort durch die Strassen fliegen sieht — wenn Dem. S. immer am Fenster steht, und auf nichts achtet, als auf die jungen vorbeygehenden Mannspersonen, aller Orten ihnen liebäugelt — wenn Dem. J. Abends im Schlitten abgeholt wird, und die Strassen der Stadt mit einem jungen Mann durchfährt, dem sie sich zu sehr vertrauet, und von dem sie doch nicht

weiß,

weiß, ob sie ihn je bekommen wird — wenn Dem. M. sich so leichtsinnig ankleidet — an der Toillete Besuche annimmt, u. d. gl. Was soll man von dieser gar zu freyen Lebensart sagen? Etwas anders, als daß sie gar nicht für das schöne Geschlecht paßt, wenn man auch alle die ungeheuren Kosten nicht rechnet, die alles dies so manchen gutdenkenden und gutherzigen Vätern und Müttern veranlaßt, die ihren lieben Töchterchen alles gutheissen, ihnen keinen Wunsch versagen, zu allen stillschweigen — ob sie gleich selbst oft so sehr darunter leiden müssen — wenn man auch die Gefahren nicht achtete, denen sich die Mädchen selbst aussetzen, wenn der gute Ruf auch nicht in Betracht käme, wie er doch sollte, der doch ganz natürlich durch eine zu freye Lebensart gar sehr geschmälert wird; so müssen sie es selbst fühlen, daß sie es sind, die sich ihr ganzes Glück verscherzen.

„Sie reden sehr frey vom Herzen, und doch, — was soll ich ihnen einwerfen? Es ist vom meisten Theile unsrer jungen Frauenzimmer nur zu wahr. Wenn sie unsre Unterredung der Welt bekannt machten, würde es nicht vom großen Nutzen seyn können?“

Es läßt sich hoffen: meine Wärme für das Glück so manchen Mädchens, das eine recht-

schaf-

schaffene Gattin seyn könnte — meine Wärme für so manchen Mann, der eine Gattin bedürfte, soll meine Feder führen. Ich werde alles thun, um diesen Gegenstand ihnen recht anschauend zu machen: daß darum jetzt so wenig junge Männer heyrathen, weil sie sich dafür zu sehr und nicht ohne Ursach scheuen, unglücklich zu werden. — So weit die Unterredung.

* * *

Ja! Edle Töchter Germaniens! eure Schuld ist es, wenn so mancher Mann nicht euer Glück macht. Setzt nicht so vielen Werth auf Flitterstaat, der euren eigenen Werth so sehr herabwürdigt. Das schönste Werk der Natur oder der Kunst gefällt nur durch sein Eigenes, durch Simplicität. Sobald es mit Flitter überhäufet wird; so wird der eigentliche Glanz verdunkelt. Ihr seyd die herrlichsten Werke der Schöpfung. Verunstaltet sie doch nicht durch zu vielen gesuchten Putz, durch Modetand, der das Wahre verunstaltet. Der Modetand einzig ist es, der euer Herz verdirbt, indem ihr alle eure Zeit der Eitelkeit opfert, und darüber alles Wichtigere vergesset. Der Modetand ist es, der euch unglücklich macht, indem jeder Mann sich für euch fürchtet, weil er denkt, ihr seyd als Frauen zu eitel, um nicht jeden Morgen den Mann mit neuen Auflagen zu quälen; daher seufzet so man-

che unter euch schon so viele Jahre, und muß sich oft am Ende mit einem Süjet verbinden, daß in ihren Augen so häßlich ist, keinen einzigen Zug von dem Ideale hat, das sie sich in ihren höchsten Phantasie entwarf. Im entgegen gesetzten Falle hättet ihr die glücklichsten Gattinnen, die glücklichsten Mütter werden können.

Ihr macht eure Eltern unglücklich, indem sie dadurch, daß ihr sie zwingt, allen Erwerb auf euch und euren Putz zu wenden, oft selbst darben müssen. Oft mit euch ins äußerste Elend gerathen. Verzeihet mir diese vielleicht so manchem Mädchen zu streng scheinende, und doch für den größten Theil von euch so passende, obgleich bittre Schilderungen — eurem gewiß herzlich und warm für euch fühlenden Freunde. Fühlet ihr sie? Glück für mich, daß ich so warm euch ans Herz redete! Passet euch diese Schilderungen an. Passen sie nicht, desto besser für euch. Denkt aber nicht an die, an die, oder an die Nachbarin, oder Freundin, oder Bekanntin. Nein! Sicher kenne ich keine von allen. Seyd edel und bieder. Denkt an euch selbst. Denket, wie winden wir uns aus diesem Verderben heraus. Denket jeden Tag daran. Werdet immer mehr der Natur getreu. Ein gutes Herz sey euch alles. Dann sorgt für gute Kenntnisse

eures gesammten Zustandes, in welchem ihr als gute, redliche Gattinen, als ordentliche Hausfrauen, als zärtliche Mütter zu treten gedenket. Rettet so manche eurer Eltern von ihren und euren Verderben durch den zu überwiegenden Hang zum Luxus, zur Mode. Edler deutscher Sinn regiere euch. Die Jünglinge, die Männer werden es sehen, sie werden sich freuen; sie werden euch ihre Hände bieten, in euren Verbindungen den Himmel suchen — suchen — finden — und ihr werdet mit ihnen glücklich werden.

II.

Bescheidene Antwort

an den

Verfasser

des Aufsatzes

Untersuchung

der Ursachen,

warum so viele

junge Männer

unverheyrathet bleiben.

Eingesand von einer Gesellschaft junger Frauenzimmer, und auf deren Verlangen eingerückt.

Wir haben die Erörterung der eben benannten Frage, als auch ihren Zuruf an die Töchter Germaniens, mit aller der Beherzigung gelesen, die sie ihrem innern Werth nach verdient. Gemeinnütziger würde es aber geworden seyn, wenn der Herr Verfasser seine geäußerten glänzenden Talente auch zu seinem, und seines eigenen Geschlechts Besten mit verwendet hätte. — Dieses nachzuholen, unternimmt hier ein deutsches biederes Mädchen, und will die ihr, bey Lesung jener Abhandlung, eingefallenen Gedanken, ohne im mindesten ihre häuslichen Geschäfte dabey zu versäumen — dem H. Verfasser so wohl, als auch andern unpartheyischen Lesern, vortragen. Es sind folgende. Die Herren Ehestands-Candidaten suchen, so bald sie anfangen in der Welt hervorzutreten, sich durch einen eben so verschwendrischen und noch kostbareren Putz, als die Frauenzimmer, hervorzuthun. Theure Uhren, deren eine nicht einmal genug ist, nebst eben so kostbaren daran hängenden Ketten, Tabatieren,

ungeheure Schnallen a la Mode. so sie alle Monat verändern, nebst Kleider vom theursten Tuche — der Verschwendung an ihren noch existirenden, oder verschwundenen Haaren nicht zu gedenken — alles dieses muß ihren Werth der Gesellschaft, wo sie hereintreten, ankündigen. Und in was für Gesellschaft? etwa in Gesellschaft häuslicher Familien? und solcher Frauenzimmer, — die gerade solche sind, als der Herr Verfasser sie wünscht? — O nein! sie suchen vielmehr ihr Vergnügen in theuren Clubs, wo sie mit dem größten Bon - air einige Louisd'or des Abends verspielen, und an Wein, Punsch rc. ebenfalls eine Summe wagen müssen, die, wenn sie nicht neben den Einkünften ihres Amts ein Vermögen besitzen, zur Unterhaltung einer Frau und Kinder natürlicher Weise nichts übrig läßt. — Dieses schwächt nun ihren Muth zum heyrathen: und um sich selbst die Schuld nicht beyzumessen, suchen sie lauter Frauenzimmer auf, an denen sie was zu tadeln finden. In großen Assemblees ist manches verdienstvolles Frauenzimmer anzutreffen. Das giebt man zu. Aber sie wird Vermögen haben, und folglich nicht so bereitwillig seyn, und sogleich jeden nach ihr und ihrem Vermögen Lüsternden, die Hand geben. Und nun entschließt sich der bedenkliche und — vieleicht verwöhnte Herr, gar nicht zu heyrathen:

um

um desto besser von einer zu der andern herum- schwärmen zu können — und die Fehler, so er ihr als Vollkommenheiten ins Gesicht rühmt, zum Stichblatt seines freyen, ungebundenen Lebens zu machen. Der, für die Verbesserung der Sitten eifernde H. Verfasser, wird ferner die tägliche Erfahrung zugeben; daß das häus- liche Frauenzimmer, so ihre Pflicht dem Ver- gnügen vorziehet, nur selten in Assemblees, und großen Gesellschaften anzutreffen ist. Warum vernachläßigen, und verachten denn die Herren dies Frauenzimmer, daß vielleicht mit keinen großen Schätzen pralen, noch sich mit einem glän- zenden Prunk zeigen kann? — Warum sucht man das stille Verdienst nicht mehr auf? — Sind beyde, die weniger Bemittelten, und die Reichen, eine gleiche Gesellschaft der jungen Herren? O wahrhaftig! an letztere, so vielleicht mit ihrem ungründlichen Witze ihre Mitschwester herum nimmt, wird alles vergöttert, alles ge- lobt; und der junge Herr, der wohl einsieht, das erstere mehreres Verdienst hat, scheuet sich, um letzterer zu gefallen, derselben nur einen Blick zu schenken, und verweilt einzig und allein bey derjenigen, so mit seinem glänzenden Putze und Lebensart, in Harmonie steht.

Wie kann übrigens ein Mädchen es verhin- dern, (wenn sie nicht sehr häßlich ist) und sie

noch dazu etwa Verstand und Artigkeit besitzt, wenn sie deshalb verehrt wird? auch wohl von Männern, die nie ihr Glück machen können? wie soll sie sich von ihren zudringlichen Schmeicheleyen, wenn sie anderst nicht grob seyn will, befreyen? Kurz mein Herr, die Mannspersonen, das heißt die mehrsten, sind selbst Schuld daran, daß unserm Geschlecht ein Tadel, wie Dem. X. Z. J. und M. trift. Warum spöttlen und lachen sie über Frauenzimmer, so Religion äußert, keine Empfänglichkeit für ihre — oft wider alle Sittsamkeit laufende — Scherze veräth! folglich keine so angenehme Gesellschafterin für sie seyn kann. Warum suchen und lieben sie die, so gern Schlitten fahren? Rendezvous geben? und ihnen zu gefallen, der ungesitteten Auffoderung, sich auf den Schoß zu setzen, oder über andre zu lachen, sich bequemen? Ausgemacht bleibt es also, daß die Männer den Ton angeben, und daß, wenn diese eine Reformation in ihrer Art zu leben vornehmen, sie gute brave Frauen finden würden. Die fürtrefliche Wirthin, wovon Sie reden, würde, trotz ihres Verdienstes, nicht bemerkt worden seyn, falls sie nicht schon verheyrathet wäre, und Proben ihres Werthes hätte ablegen können. Was soll und kann ein gutes unverheyrathetes Mädchen, das häusliches Geschick mit der Aufklärung seines

Gei=

Geistes zu verbinden weis; wenn sich diese, sage ich, der Lectüre blos zur Erweiterung ihrer Kenntnisse und religiössen Pflichten widmet; was kann die, frage ich, für Proben ihrer edlen Denkungsart ablegen? wenn sie verkannt, wegen ihrer etwa nicht so begüterten Umstände, oder wegen ihrer nicht prunkvollen oder nicht nach der neuesten Mode eingerichteten Kleidung — darnach ja die mehrsten leider den Werth des Menschen abmessen — wohl gar verachtet wird, — wie soll diese zeigen, daß sie eine gute Gattin werden könne? die Männer suchen und ehren zwar die Mädchen, die es verdienen, wenden aber ihren Beyfall und Anhänglichkeit zu denen, so sie mit dem Verstande tadlen, und doch mit dem Munde loben, und schöne Schmeicheleyen sagen, damit also dem stillen Verdienst den Rücken zuwenden.

Aber sie wollen es so, um eine Ursache zu haben, ihrer eignen Lebensart folgen zu können, und heute diese, morgen jene zu lieben; nach gehabter Arbeit sich nicht mit der Frau, und der Sorge für die Kinder, sondern in lustiger Gesellschaft, und beym L'hombre-Tisch sich zu vergnügen. Viele verheurathete Frauen tragen im Stillen so das Joch des Ehestandes, daß wir junge Mädchen mehr Wiederwillen als Lust dazu

bekommen, und mit denen Herrn der Schöpfung, nach ihren Exempel, nur zu liebäugeln, und das Leben durch zu tändeln — oder wie der H. Verfasser sich ausdrückt, ohne das schwere Joch des harten unbiegsamen, auf seinen Wegen gehenden Ehemanns, zu fühlen, — lieber verblühen mögen. Und Beyspiele sieht man alle Tage, daß Männer ebenfalls alt werden, verblühet sind, und noch verblühen werden, und nur dann erst noch gerne Anspruch auf junge hübsche Mädchen machen mögten, wenn sie alt, lahm, gebrechlich, und zum gesellschaftlichen Leben des Ehestandes unfähig sind.

Alles dieses von beyden Seiten in die Wagschale gelegt — so kann man dreist wetten, die Vorwürfe welche einigen unseres Geschlechts mit Recht gemacht werde können, werden von denjenigen weit überwogen, die sich die jungen Herrn von modischer Erziehung zu Schulden kommen lassen, und die wir zum Theil, aus Sittsamkeit, verschweigen. Unpartheyische Beurtheiler, die den Ton, die Denkungsart, die Lage und Gesundheitsumstände der Ehestandsverächter unserer jetzigen Zeit näher kennen, werden noch ganz andere Ursachen anzugeben wissen, warum die Hagestolzerey (um Vergebung, daß man die ehemalige ächte teutsche Benennuug gebraucht) immer mehr beliebt — oder nothwendig wird.

In der That aber ist das Glück eben nicht beneidens werth, daß wir, nach der jetzigen Stimmung der meisten unserer jungen Herrn, von einer Verbindung zu erwarten haben, wenn nicht Titel, Rang, Vermögen oder unsere eigene Unterhaltsbedürfniß uns lockt oder dringet, unsere Hand zu geben. Wie manche Frau ringt und kämpft mit ihrem Schmerz, wenn der Mann des Abends, vom Wein und Kartenverlust betäubt, mürrisch ins Haus tritt, und weder seine häusliche Frau, noch seine liebkosenden Kinder seinen Unmuth verscheuchen können. — Wenn er ferner beym Schluß der Woche, die allernöthigsten Ausgaben der Haushaltung entzieht, und sich endlich auf die unfreundlichste und unzärtlichste Art zur Hälfte versteht; wenn die Frau alles dieses mit Geduld erträgt, auf die liebreichste Art Vorstellung thut, selbst arbeitet, was sie kann, und diese Tugend, um den Mann nicht zu beschämen, vor aller Augen verbirgt. —

Wenn er endlich gar aus der Welt geht, ohne Accuratesse und gehörige Sorgfalt für die, seinem Amte anvertraueten, Geschäfte und Sachen beobachtet zu haben; und die Witwe nun mit ihren, unter geheimen Kummer und Schmerz erzeugten, Kindern verlassen dasteht — unter Tadel, Hohn, und Spott ihren sauren Po-

sten, — so ihr noch oft von andern erschwert wird, mit nassen Augen, in Rücksicht daß der Mann so wenig gethan, und sie ihr Leben in Kummer und Schmerz verseufzet, noch ferner kümmerlich behaupten muß.

Uebrigens Mein Herr! giebt es sicher noch brave Weiber und Töchter Germaniens! wenn man sie nicht flüchtig und nach äußeren Schein beurtheilt. Unsre Schuld ist es also nicht, wenn wir nicht so glücklich werden, als wir sollten, und uns der biedere Mann nicht sucht, den wir glücklich zu machen, uns aus aller Kraft bestreben; Dagegen andre, bloß wegen ihrer größern Mittel, sogenannten vornehmern Standes, großer Recommendation, und prächtigem Aufzuge uns vorgezogen, und auf weniger begüterte, wie auf das unbedeutende Veilchen im Thal, herabgesehen wird. Wir, die wir Dem. X. J. W. und Z. nicht gleichen, wollen, unsrer Bestimmung gemäß, zu denken und handeln, daß heist, einen rechtschaffenen Mann werth zu seyn, uns zu bestreben fortfahren: ob wir gleich wissen, daß, wenn sich die Denkungsart der Männer nicht ändert, viele ungesucht da bleiben werden, wo wir sind, worauf ein deutsches biederes Mädchen, das nicht zu Ränken, und Verstellung seine Zuflucht nehmen kann, auch gerne Verzicht thut.

III.

Eben so bescheidene,
abgenöthigte
Erklärung,
an die
Verfasserin
der bescheidenen Antwort
Ueber die
Untersuchung
der Ursachen,
warum so manche
unserer
jungen Männer
sich nicht verehlichen.

Es war mir eine herzliche Freude, daß meine nur so blos hingeworfene, freylich aus dem menschlichen Leben, ohne die mindeste Rücksicht auf lokale oder individuelle Umstände, herausgenommenen Gedanken so viele Theilnahme, so viele Beherzigung gefunden hatten; daß ich nicht so ganz vergebens an das Herz, so manches in Eitelkeit verblendeten, oft nicht durch eigene Schuld, sondern durch Verführung, durch Verwahrlosung, durch den beliebten Ton du Monde irre geleiteten Mädchens geredet hatte — und ich danke Ihnen, gütige Verfasserin! daß Sie Ihr Geschlecht haben vertheidigen wollen. Aber unendlich angenehmer würde es mir gewesen seyn, und der ganze Aufsatz würde Ihnen und Ihren schätzenswürdigen Talenten, Ihrem feinen Gefühle — Ihrem ganzen Geschlechte — ich muß Ihnen ja alles wieder zurückgeben — unendlich mehrere Ehre gemacht, unendlich mehrere Theilnahme erweckt haben, wenn nicht ein jeder Unbefangener so gleich beym ersten Anblick ge-

wahr

wahr würde, daß sie nicht den gewünschtesten Weg zu ihrer Vertheidigung eingeschlagen sind. Soll ich es Ihnen sagen, was ich dachte, als ich Ihren Aufsatz gelesen hatte? Ich dachte mir, die guten Mädchen, entrüstet über die Wahrheiten, in welchen sie sich dargestellt sahen, wollten sich vertheidigen. Sie wurden auch wohl gar dazu aufgereitzt. Selbst waren sie dieß wohl nicht ganz im Stande, und wenn sie es auch waren, waren sie doch wohl zu furchtsam, für sich allein das Wort zu führen. Die Mädchen oder Frauenzimmer sind doch gewöhnlich nicht so fertig in dem Schriftstellergeschäft. Entweder sie setzten nun selbst etwas auf, und übergaben es einem Freunde zur Durchsicht, der denn seine feinen Zusätze hinzufügte, oder sie übergaben die ganze Sache einem Vertheidiger, und ließen das Ganze unter ihren Namen ins Publikum gehen. Erhitzt in ihren Phantasien, glaubten sie, bey dem ersten Ueberblick des Aufsatzes, alles so recht zu finden, weil es doch wenigstens so aussahe, als eine Vertheidigung, und sie sahen sich nach genauerer Prüfung und Ueberlegung, von ihrem Vertheidiger, selbst angeführt — als es schon zu spät war, und sie nichts mehr zurücknehmen konnten.

Nicht wahr? ihr braven Mädchen! das ist die wahre Geschichte Ihres Aufsatzes. Ich glaube, sie

sie wenigstens errathen zu haben. Ich denke, daß meine Vermuthungen Grund haben, weil sie auf Erfahrungen aus dem gemeinen Leben beruhen. Und dieß ist noch das einzige, was ihren guten Namen retten kann, in dem alles auf ihren ungeschickten Vertheidiger zurückfällt, der so ohne alle Feinheit und Weltkenntniß schreibt, und sie meine Theuren, zum Besten zu haben scheint. Wie sehr beklage ich sie, daß sie keinen bessern, keinen geschicktern Vertheidiger gewählt haben. So kann oft die gerechteste Sache — welches aber hier doch nicht der Fall ist — durch einen schlechten Vertheidiger verlieren.

Was mich vornehmlich auf diese Gedanken brachte? Jeder Unpartheyischer vermißt den wahren Ton der Unschuld eines jungen, biederen, deutschen Frauenzimmers, in dem ganzen Aufsatze. — An dessen Stelle tritt die spitzige Rache auf, die das Wahre nicht fühlen will, sich gar darob beleidigt glaubt, und allerley versteckte Kunstgriffe anwendet, alles im falschen Lichte darzustellen. Hegte ich nicht für Ihr Geschlecht die möglichst innigste Hochachtung und Liebe, die gewiß jedes biedere Mädchen in jeder Zeile meines Aufsatzes, der das aufrichste Wohl, nicht des Frauenzimmers einer einzelnen Stadt, oder Landes, sondern, wenn es möglich wäre, des gesammten schönen Geschlechts zur Absicht

hat=

hatte, finden — fühlen muß; wäre man es nicht von jeher gewohnt, daß das Frauenzimmer fast keine andere Waffen kennt und gebraucht, als Rache; gewiß, dann würde mich es gekränkt haben, daß man meine beste Absicht verkannte. So aber dachte ich, wie alle edle Frauenzimmer und gutdenkende Herrn, die ihren Aufsatz lasen: Die Antwort ist nicht satisfait, und wer weiß, wer denn nun eigentlich hinter der Maske steckt. Dieß und das oftmalige wiederholte Bitten so manches Biedermanns, doch die Sache nicht so ruhen zu lassen, bewog mich, ihrer bescheidenen Antwort eine eben so bescheidene Erklärung entgegen zu setzen. Blieb ich gleich in etwas lang damit aus — desto besser fürs Ganze. Ich schrieb dann nicht mit leidenschaftlicher Hitze, die uns doch nie den Gegenstand so sehen läßt, wie er würklich ist; sondern mit mehrerer Prüfung. Die gute Sache verliert nichts dabey, sie muß vielmehr in den Augen aller Wahrheitsliebenden gewinnen.

Erlauben Sie mir also, daß ich Ihnen, oder vielmehr ihrem Vertheidiger eben so bescheiden meine Erklärung, über ihre dem Publikum vorgelegten Gedanken, geben darf.

Ich kann ihren Aufsatz mit einem schönen Gemählde vergleichen, das aber, wenn es von Künstlern betrachtet wird, die Probe nicht aushält.

hält. Es gleicht einem Gemählde, worin sehr mannigfaltige Gruppen sind, die aber immer nicht die rechte Haltung haben, weil vom Hintergrunde nicht der reine Farbenstrich über das Ganze den eigentlichen Glanz verbreitet, Licht und Schatten ordnet ꝛc. Dem Auge des Nichtkenners erscheint ihr Bild vielleicht schön, weil einzelne Züge getroffen sind, aber dem Auge des Forschers, der aufs Allgemeine und Besondere zugleich sieht, bey weitem nicht. Er sieht alles, Licht und Schatten durch einander geworfen, und anstatt des reinen Farbenzugs so manche Flecken, die das Ganze verunstalten. Lassen Sie mich Ihnen diese Allegorie erklären. Die eigentliche reine Unschuld, diese herrliche Tochter des Himmels, wird jeder unpartheyischer Kritiker in ihrem Stück vermissen; diese Unschuld, die über das Ganze einen allmächtigen Blick hinzaubert, der uns sogleich hinreißt, der Sache unsern vollen Beyfall zu geben. Bey manchen Stellen, die ich hernach kommentiren werde, glaubt man, wenn man den, der die Feder führt, aus den Augen verliert; wenn man nur einzig an die junge Verfasserin denkt, die sich selbst ein deutsches, biederes Mädchen nennt, daß uns die Augen triegen — oder, daß wirklich eine in den Ehestandsgeheimnissen Eingeweihete, oder doch solche daran Antheil haben müssen, die schon

sol-

solche Erfahrungen gehabt haben. Ein junges, biederes, deutsches Mädchen, ohne alle Erfahrung, kann unmöglich bey kaltem Blute mit solchem Leichtsinn schreiben, den ich mir als Mannsperson nicht verzeihen könnte. Anstatt nun angenehmes Gefühl, Beyfall, Freude in dem Herzen ihrer Leser und Leserinnen zurückzulassen, legt jeder feindenkende Mann, jedes fein und tieffühlende Frauenzimmer das Blatt mit Unwillen aus der Hand. Und ich bin gewiß, daß Sie, gute, liebenswürdige Mädchen es längst bereuet haben, sich von einem solchem Vertheidiger in einem solchen Schatten stellen zu lassen. Ihr Unwille, das hoffe ich, wird sich gegen mich schon längst gelegt haben, und mit vollem Strömen auf den versteckten Anreitzer, die schonendste Benennung, die ich hier geben kann, zugestürzt seyn.

Ich darf und kann hingegen, junges, teutsches, biederes Mädchen! als wahrheits- und ehrliebender Mann, Ihren Aufsatz nicht unbeantwortet lassen. Lassen Sie mich also Ihren Ideen Schritt vor Schritt folgen, um die Blößen ihres Vertheidigers in ihrem ganzen Lichte darzustellen. Und da muß ich doch zuförderst mit Ihnen reden, weil Sie sich in dem Aufsatze genannt haben. Die Reihe wird an Ihren Vertheidiger auch kommen.

Der

Der Titel war denn das Erste, welcher ganz umgeformt wurde — ob zu Ihrem und Ihres Geschlechts Vortheil? — Das mögen Sie sich selbst bestimmen. Sie wollen ja meine Untersuchungen, die ich bestimmt hatte, nemlich die: daß darum, so manche Mädchen — ich sage nicht: alle — keine Männer bekommen, darum so manche unsrer jungen Männer sich nicht verehligen, weil die Frauenzimmer des jetzigen Zeitalters zu sehr dem Luxus und der freyen Lebensart ergeben sind, widerlegen.

Anstatt dessen drehen sie meinen Hauptsatz förmlich um, und wollen nun die Ursachen untersuchen, warum so viele junge Männer unverheyrathet bleiben. Dies suchen Sie in vielen Stellen Ihrer Antwort auszuführen. Wie sonderbar! Dachten Sie, oder der eigentliche Verfasser, denn gar nicht daran, daß es wenigstens bis dahin unter uns Sitte war: daß die Männer die Anträge an das Frauenzimmer thun — und daß das Frauenzimmer dieß erst erwarten muß? Daß es also nur äußerst selten — oder wenn ihm Glück oder Unglück gleichgültig ist, und das findet sich doch nicht unter Menschen! — in der Gewalt des Frauenzimmers steht, zu heyrathen oder nicht? Woran dachten Sie doch bey dieser Umformung? In dem Besitz

fast aller Vorrechte, die man Ihnen, als dem schwächern Geschlechte zuläßt, in der Gewohnheit überall zu herschen, wähnten Sie, auch über dieses Vorrecht der Männer zu disponiren, und dies verleitete Sie zu diesem Irthum, der zu so vielen wunderbaren Ideen die erste Veranlassung gab.

Der erste Satz: Mein Aufsatz würde gemeinnütziger geworden seyn, wenn ich mehr auf mein und meines Geschlechts Beste Rücksicht genommen hätte — hat gar keinen zureichenden Grund. Es kommt hier lediglich auf die Frage an: "War das, was ich von einem großen Theile vorzüglich des städtischen Frauenzimmers sagte, wahr oder falsch:" Daß es wahr seyn muß, läßt sich schon deraus schließen: daß Sie eine Apologie für Ihr Geschlecht schreiben wollen; daß Sie mir antworten. Sie geben ferner zu: Meine Frage hätte ihrem innern Werth nach Beherzigung verdient; sie wäre gemeinnützig — und Sie wolten sie dadurch noch gemeinnütziger machen, daß Sie das nachholken, was ich versäumet hätte. Sie kommen nun mit ihrem Ausfall auf einen geringen Theil des männlichen Geschlechts, nehmen diesen geringen Theil so sehr herum als möglich; ziehen aus ganz einzelnen Factis Folgerungen

fürs

fürs Ganze; suchen alles auf, was man an solchen einzelnen Subjecten tadelhaftes findet; heben einzelne Züge aus dem Leben Ihrer jungen Herren, und wenden diese aufs Allgemeine an — und so suchen Sie mich allmählig zu widerlegen, Ihre Lebensart zu vertheidigen, den männlichen Geschlecht alles, und sich selbst wenig oder nichts zuzuschreiben. Daß dies nun offenbar nicht der rechte Weg zur Vertheidigung ist, wird ein jeder, der die Sache aus diesem Gesichtspuncte nach der Wahrheit ansieht, klar sehen. Wollten Sie sich und Ihr Geschlecht in den Augen der Welt rechtfertigen; so musten Sie mich Schritt vor Schritt widerlegen, die Unrichtigkeiten meiner Sätze anzeigen — nicht aber anstatt dessen einen Ausfall auf mich und mein Geschlecht thun, um die Unarten des einzelnen Theils des weiblichen Geschlechts mit den Unarten des weit geringeren Theils des männlichen Geschlechts — unter welchen ich die Ehre haben soll, oben an zu stehen — in eine Wage zu legen, und so Ihre Resultate daraus herzuleiten.

Wie ich zu der Ehre komme einen solchen Platz zu verdienen, weiß ich nicht. Sie scheinen mich kennen zu wollen, und Sie kennen mich in der That nicht; sonst würden Sie so nicht urtheilen. Dies sollte der empfindlichste Stich seyn,

den sie mir versetzen wollten, und er ist nichts weniger. Eine kleine Schilderung meines Individuums wird mich hinlänglich rechtfertigen.

Ich bin in einem entlegenen Theile Westphalens auf dem Lande gebohren und erzogen. Nur wenige Jahre hielt ich mich in einer kleinen Stadt auf, wo man die Kenntnisse der großen Welt nur sehr sparsam sammlet, und seit dieser Zeit, wo ich mich durch meine Studien ausbildete, war auch seit länger als einem Jahrzehend das Land mein Loos. Gute Menschen und gute Bücher beförderten meine Ausbildung. — Ob mein Bestes und meines Geschlechts Beste hier in Betracht kommen konnte, überlasse ich Ihnen und dem Urtheile des ganzen Publikums. Wie wenig ich Geschmack finde an Putz und Mode, an den Eitelkeiten, die Sie Ihren jungen Herren zuschreiben, weiß jeder, der mich kennt. Und nur diese können mich beurtheilen. Es konnte mir also hier nicht einfallen, weil der Gedanke nicht zunächst in meinem Kreis' lag und ich selbst derjenige nicht bin, für welchen Sie mich halten. So ganz eigentlich gehörte auch dieser Gedanke nicht in das Fach meiner Untersuchung. — Ein einziger, wie man es nennt, Bratenrock; ein Flaußrock, wie ihn Herr Voß zu nennen beliebt, und einige andere nothdürftige Kleidungsstücke,

alles von mittlerer Gattung; eine einzige silberne Uhr mit einem gewöhnlichen Bande — das ist meine ganze Garderobe. Auf mein eigenes Haar wird fast gar nichts verwendet. Nun werden Sie sich meine ganze übrige sehr frugale Manier hinzudenken können. Reinlichkeit und Ordnung habe ich bisher über alles geliebt und ich werde sie zu erhalten suchen. Meine übrigen Bedürfnisse müssen sich immer nach meiner Einnahme strecken.

Ihr Ausfall also gegen mich findet gar keinen Platz. Er gleicht einem Degen in der Hand eines Gegners, dessen Stoß durch einem starken Panzer mich schon hinlänglich sichert, und dessen Spitze sogleich durch den kleinsten Stoß stumpf wird.

Sie verdienen indessen für die Zeichnungen Ihrer jungen Herren, die Sie zum Besten meines Geschlechts geben, den wärmsten Dank. Es ist wahr, der Luxus, der sich sonst mehr auf die Seite des weiblichen Geschlechts hinneigte, scheint auch unsere jungen Mannspersonen ergreifen zu wollen. Ich räume Ihnen alles ein, was Sie von der ganzen Garderobe mancher jungen Herren entziffern. Es wäre aber traurig, wenn es wirklich so viele geben sollte, wie sie glauben; noch trauriger, wenn sich diese Herren auf ihre Kleidung etwas zu gute thun könn-

ten. Wie oft nimmt man in der Welt Schein für Wahrheit! Nein! der rechtliche Mann findet es zwar angenehm, sich öfter umkleiden zu können, als andere, aber er setzt keinen Werth in ausserwesentlichen Dingen, die ihm keinen Werth geben können. Das thut nur der Thor eben so gut als die Närrin — und daß es unter beyderley Geschlecht in allen Ständen dergleichen gebe, bedarf keiner weiteren Untersuchung. Die Wahrheit liegt zu klar am Tage. Man lasse sie aber Thoren seyn, wenn sie Beruf dazu finden und gebe jedem rechtschaffenen Manne, jedem rechtschaffenen Weibe den verdienten Platz. Dem Verdienste gehören die Kronen, nicht dem Kleide. Daß die Herren Ehestandscandidaten, sobald sie in der Welt hervortreten, sich durch eben so verschwenderischen und noch kostbareren Putz hervorthun, als die Frauenzimmer, ist also ein Tadel, der nicht ganz gegründet ist und nur den geringsten Theil unserer jungen Herren trift — nur die sogenanten süßen Herren, nicht aber den wahren, guten, edlen Theil der Männer. Diese bekümmern sich viel um solchen Firlefanz, der dennoch mit dem Aufwande, den ein Frauenzimmer in solchem Grade macht, in keinem Vergleich kömmt. Eben diese tragen ja Uhren von jeher unendlich kostbarer als die Männer, deren eine, der Symmetrie wegen,

jetzt

jetzt auch nicht mehr genug ist, nebst den kostbarsten prachtvollsten Ketten; Schnallen, die sie noch öfter als alle Monath wechseln; Kleider, die sie von allen nur erdenklichen Zeugen und Stoffen noch öfterer bey jeder Assamblee, bey jedem Ball verändern, der Verschwendung mit dem unzählichen andern weiblichen Putz, mit Flören, Stockschirmen, Tuchnadeln, Hutnadeln, Ohrengehängen, Bändern und andern Dingen nicht zu gedenken.

Gesetzt nun aber auch, solche jungen Herren brauchen so viel; — und wenn sie auch das ganze Verzeichnis, welches sie uns vorlegen, erschöpften, sollte es denn mit den Ausgaben eines nur mittelmäßigen Frauenzimmerstaats pari seyn; Brauchen nicht die heutigen Weiber und Mädchen, die den Luxus eben so gut übertreiben, als die jungen Herren, unendlich mehr? Und was ist denn nun am Ende Frauenzimmerstaat werth? Das meiste ist doch Flitter, wofür niemand was giebt, weil man es nicht gebrauchen kann. In was für einen Verhältniß steht also die Männerkleidung gegen die weibliche? Hier ist doch noch Realität — dort fast gar keine.

Wenn nun aber auch manche junge Männer den Luxus übertreiben; wer gab denn dazu die nächste Veranlassung? Niemand anders, als

 das

das Frauenzimmer. Wenn dieses ihren Putz aufs höchste trieb, jede, auch die geringste, neue Mode mitmachte, — paßten dann die Männer, auch die, die gar keine Lust zum Luxus, zur Mode hatten, zu ihren Frauen, Töchtern, Schwestern rc.? Mußte da nicht mancher Mann seiner Frau nachgeben, um nicht einen wunderlichen Contrast zu machen, wenn er auch selbst, samt seiner Familie, darüber am Ende zu Grunde gieng?

Erwägen Sie ferner: Ob es dem Frauenzimmer ein Recht giebt, eben so dem Luxus nachzuhängen, als die Mannspersonen? Wer ist denn der erwerbende Theil? Hierauf kommt es einzig an. Wenn D. A. B. C. — gleichviel, welche Buchstaben es sind — sich durch ihre Aemter, durch ihre Posten, auf welche sie gestellet sind, recht viel verdienen; wenn diese Herren wirklich Geschmack, Neigung haben für allerley Galanterieen, für Luxus und alles, was die Mode erfand — Frauenzimmer! wollet ihr ihnen dies übel nehmen? Ist es denn nicht erlaubt.*) Ist es nicht sehr wolhthätig, daß das Geld circulirt? Ist nicht darum alles in der Welt,

*) Der Luxus an sich ist die unschuldigste Sache von der Welt, so bald er in Schranken bleibt. Luxus ist Aufwand in solchen Dingen, die uns Vergnügen,

Welt, daß wir es weißlich nützen sollen? Hat der Mann wirkliche Verdienste, sey er beweibt oder unbeweibt, soll er sie darum ins Alltagskleid oder in den Bettlersmantel hüllen? Und ist nicht der Mann von Verdienst immer schon dafür be-

gen, Bequemlichkeit u. d. g. verschaffen, worin der Mensch seine Lebensglückseligkeit sucht. Ein jeder ist dazu gleich berechtigt, Aufwand zu machen; so bald er im Stande ist, es ohne seinen Schaden ausführen zu können, und nirgends giebt es ein Gesetz, daß den einen oder den andern, er sey vom Stande oder nicht, davon ausschließt. Man misset jetzt nicht mehr den Stand nach dem Aufwande. Die Gesetze des Luxus sind in dem Geldbeutel. Wer Geld genug hat, hat es eben darum, daß er es zu seinem Vergnügen anwenden soll. Aber mit Weißheit sein Geld benutzen, nicht über das Maas des Vermögens schreiten, ist Pflicht. — "Der Mensch hat keinen Luxus, der von dem Ueberflusse seiner Zeit Gebrauch macht, ohne darinn seine Glückseligkeit zu suchen; wenn er diesen Dingen entsagen könnte, ohne seine Glückseligkeit dadurch zu verlieren; wenn er niemals etwas Uebels thut, um sich diese Dinge zu verschaffen. Das aber bleibt unwiederleglich gewiß, daß ein übertriebener Luxus sehr nachtheilige Folgen hat, und nach Beschaffenheit der Umstände selbst ein mäßiger Luxus schädlich werden kann." Siehe Allgem. Deutsche Biblioth. B. 96. St. 1. S. 280.

bekant? Und siehet es nicht in der That abgeschmackt und lächerlich aus, wenn der große Mann im elenden Rock u. Hut erscheint? Ehret der Mann dadurch nicht sein Weib, wenn er sich und die Seinigen gut kleidet, wenn er es nemlich kann? Nur in dem einzigen Falle ist es erlaubt. Im andern Falle ohne Mittel? — Was hält man von solchen Leuten, die alles nachmachen wollen, ohne es ausführen zu können; die alles zusammenborgen müssen, um eben so sich kleiden, eben so speisen, eben solchen Aufwand machen zu können? Und was pflegt eine solche Lebensart für ein Ende zu nehmen? Das wissen sie ja selbst.

O meine Theure! an alles dieß haben Sie in der Hitze ihrer Leidenschaften nicht gedacht. In der Stille hätten Sie es sich sagen sollen: "Unser Freund war warlich noch nicht scharf genug." Manches, ach! so manches hatte ich nicht gerügt, wozu ich neuerlich die Data in Händen hatte, blos um zu schonen. Jetzt hindert mich nichts. Laut will ich Menschenelend schildern, wo ich es sehe. Wie unglücklich ist nicht oft der Mann, der eine Frau hat, die durchaus dem Luxus ergeben ist. Sie ist die Peinigerin, die ihn bis aufs Blut quält. Alle Vorstellungen helfen platterdings nichts. Er

muß

muß in ihre Forderungen willigen: oder der Hausfrieden ist gestöhrt, und sie sucht, wenn sie nicht mit Güte vermögend ist, ihre Forderungen zu erhalten; sich das, was sie wünscht, auf tausend Schleichwegen zu verschaffen. Das sieht der Mann — und schweigt. Er schließt seinen Kummer in die tiefsten Falten seines Herzens. Er geht in die Einsamkeit und — weint. Die erwachsene Tochter sieht das Beispiel ihrer Mutter — und ahmt nach. Der Mann wird noch tiefer gebeugt. Die Familie wächst noch mehr heran. Er sieht, er kann mit aller Mühe, mit allen Sorgen nicht durchdringen. Er giebt sich nun dem Elend Preiß — weil er sieht, daß er nicht anders kann, bey allen, was er, der sparsame Mann, um nicht zu früh unglücklich zu werden, sich versagte. Er geht nun gar fort in die Welt, und läßt Frau und Kinder zu spät ihre Thorheit beweinen. Wie schädlich ist also übertriebener Luxus nicht für die Moralität der Menschen. Tausend Mittel weiß er Frauen und Töchtern an die Hand zu geben, wo diese die Mütter, jene die Männer betrügen. Nur er ist größtentheils die Ursache des aufgehobenen Gleichgewichts in den Staaten. Er ist die Ursach fast aller Empörung, fast alles Aufruhrs unter allen Ständen. Ein Stand erhebt sich über den andern. Jeder will es dem andern

gleich,

gleich, ja zuvorthun. Jede Menschenklasse im Ganzen genommen, verthut immer mehr, als sie einnimmt — am Ende entstehen Banquerotte — Die Menschen sehen keine Früchte ihrer schreklichen Arbeit und drückenden Lastenübernehmung, wodurch sie sich über den Luxus emporzuwälzen glauben. Sie können es nicht. Nun werden sie verdrießlich. Wählen in diesem Lebensüberdruß den Tod! oder rotten sich mit ihren eben so unglücklichen Mitbrüdern zusammen — und die Revolution ist da — !!! Ich kann nicht länger auf den abscheulichen Bildern verweilen, die sich mir vor die Augen drängen; dies sey genung, um jedes biedere Mädchen, jede rechtschaffene Frau für übertriebenen Luxus zu warnen. Wenn sie aufmerksame Beobachterinnen gewesen sind, können sie sich längst einen ganzen Vorrath von solchen Kenntnissen aus dem Buche des gemeinen Lebens gesammelt haben, die ihnen hinlängliche Beweise von der Wahrheit meines Satzes geben.

Es ist ferner wahr, was sie sagen: Klubs und Spiele 2c. nehmen viel Geld weg, und machen auch manchen Mann, mit Frau und Kindern unglücklich. Aber doch nur den, der es übertreibt? Und der — handelt gegen alle Pflicht. Aber wie manches Weib gönnt ihrem

Mann nicht einmahl ein Vergnügen? Schrecklich wäre es, wenn der Mann, bey seinen vielen Geschäften, die Woche nicht einen Tag haben solte, wo er sich im Klub oder sonsten mit seinen Freunden freuen könnte. Nur freylich ist es ihm dennoch unter keinen andern Bedingungen erlaubt, als wenn er kann. Leiden es seine Vermögensumstände nicht; ist er zu leidenschaftlich dem Spiel ergeben; wagt er mehr, als er in Hinsicht auf Frau und Kinder wagen darf; so ist er, mit einem Worte — ein Sünder.

Aber dem sey nun auch so, steht die Ausgabe einer verschwenderischen Frau und Tochter, die dem Luxus, der Mode, den Spielpartien ꝛc. fröhnen, mit der Ausgabe eines Mannes, der Klubs, Spielpartien u. d. g. besucht, in gleicher Parallele? Und wenn dieß nun auch wäre, heißt das die Sache von der wahren Seite betrachten? Sie sagen: weil dieß Uebel einmal eingerissen ist, und so viel Geld wegnimmt; so kann das andere Uebel auch damit bestehen. Sie rechtfertigen hier ein Uebel durch das andere — und scheinen dadurch den Satz bestimmen zu wollen: daß man das Uebel in der Welt eher vermehren als vermindern müßte. Ist es nicht traurig genug, wenn zu der Summe, die der Mann zum Klub und Spiel braucht, nun auch noch die

kommt, die zum übertriebenen Luxus der Frau und Familie verwendet wird. Ich rechtfertige aber darum weder das eine noch das andere. Die Welt kann förmlich ohne Klub, ohne Spiel und übertriebenen Luxus bestehen, und die Menschen wären denn gewiß glücklicher. Ich will nur damit so viel sagen: ob es nicht besser ist, wenn die Frau, durch Führung oder Aufsicht auf die Haushaltung, durch gute Kindererziehung ꝛc. das Lebenselend, was der Mann bezwecken könnte, zu mindern suchte, als wenn sie es nur dadurch noch unendlich vergrößert, wenn sie sich dem jetzigen Modeleben ergiebt?

Laßen Sie uns von diesen Gedanken wegeilen, und dafür lieber den wahren Grund aufsuchen, warum die Menschen den Klubs, Assemblees, Spielpartheien ꝛc. so sehr ergeben sind. Und dieser liegt nun;

theils in dem Betragen der Frau gegen den Mann, und umgekehrt;

theils in dem unseligen Hang sich so viel Zerstreuungen zu verschaffen als möglich; In der beständigen Unlust sich mit ernsthaften Geschäften zu befassen, und in der daraus entstehenden tödtenden Langweile;

theils in dem eben so unseligen Hange, es einer

einer dem andern zuvorthun zu wollen, oder doch eben so mitmachen zu können, als andere, die einen größern Beutel haben. Dieß stürzt den Menschen ins Verderben. Wie? wenn nun eine rechtschaffene Frau ihrem Manne die Erholungsstunden angenehm zu machen sucht, wenn sie sich bemüht, ihm alles zu seyn, wenn sie schon in ihrem Mädchenstande darauf denkt, wie sie diese Lücke würdig fülle; wenn er in ihr unendlich mehrere Unterhaltung findet, als in dem, Zeit und Geschäfte tödtenden, Spiel — wenn sie alles anwendet, ihm bey eingetretener Leidenschaft davon abzurathen oder wenn sie es nicht einmal dahin kommen läßt? o ich habe Beyspiele, die für mich das Wort reden! Er wird unendlich glücklicher sich fühlen. Und so umgekehrt, wenn der Mann alle mögliche Beredsamkeit anwendete, alle nur ersinnliche Vernunftgründe selbst Kunstgriffe hervorsuchte, um eine unglückliche Frau von einer so verderblichen Leidenschaft zu heilen? Was Leidenschaft über den Menschen vermag, ist bekant. Sie ist Krankheit — und da solte man doch Geduld haben und auf die rechten Mittel denken. Der Mensch ist dann nicht mehr Herr über sich. Was aber die trauliche, kosende Sprache und Hand eines guten Weibes, was die Thräne im Auge vermag! — unendlich mehr als Leidenschaft. Wie manches Weib beßerte durch

ihre beweglichen Vorstellungen einen solchen Mann — wie mancher Mann ein unglückliches Weib? Wie wurden sie dadurch die eigenen Wiederhersteller ihres Glücks! Aber es kommt hier alles auf den Einklang beyder Herzen an. Hat der Mann durchaus im Hause keine vergnügte Stunde; — brummt ihm das Weib — wenn ich diesen unedlen, aber doch wahren Ausdruck brauchen darf, — immer zu Ohren, — wenn er ihr aus Gründen dieses oder jenes verweigert, oder weil sie eigensinnig ist! braucht sie gar Härte gegen ihn, will sie ihn mit Gewalt ins Haus binden; ist sie gar schmutzig, gleichgültig, nachläßig — — wird er dann nicht gezwungen, wenn er auch der beste Mann war, ausser dem Hause Vergnügen zu suchen? kann es ihm dann eine Frau verdenken? Wie? wenn er nun dadurch gar ein Verschwender, ein Spieler, ein — würde? Wer war nun schuld? Beherzigen Sie dies meine Damen, und sehen Sie in Ihrer eigenen Behandlung das Glück oder Unglück des Mannes. Sie sind die eigenen Schöpferinnen desselben. Sie haben das Herz des Gatten in ihrer Hand. Alles können sie, auch bey den eigensten Launen und Grillen, die man den besten Männern Schuld geben will, daraus formen, was sie wollen, wenn sie nur Verstand und Kunst genug anwenden.

Es

Es giebt freylich der verwöhnten Herren so manche, die wie Schmetterlinge von Blume zu Blume fliegen, und sich nie an ein festes Band schließen, weil es ihnen besser zu gefallen scheint, ihre Lebenszeit so hinzutändeln, um sich die ersten, die edelsten, die wahresten Freuden des Lebens zu rauben. Aber die Zahl ist dennoch nicht so groß, wie sie glauben. Gewiß hatten sie da ein vervielfachtes Perspectiv, durch welches sie in die Welt hineinsahen. Erwägen Sie doch nochmahls, Theure, meine Gründe, ich bitte Sie, mit kalter Prüfung und denn sagen Sie sich, dann sage das Publikum: Sie urtheilten, bey aller Herzenswärme mit der Sie schrieben, zu rasch, zu leidenschaftlich. Und — doch ich verliere schon wieder ihren Vertheidiger aus den Augen.

Es ist ferner wahr, manches Mädchen wird durch zudringliche Schmeicheleyen, durch Liebkosungen und durch alle die von Ihnen hergenannte Dreistigkeiten, die sich manche Mannspersonen herausnehmen, gehohnneckt: Aber von wem? Von allen jungen Herrn unsers Zeitalters? Wie würden Sie dies behaupten können? Kühn und dreist wage ich es zu sagen: *Nur von allen den Gecken, die sich von Zeit zu Zeit in der Gesellschaft befinden.* Aber ich kenne auch Mädchen genug, die sich nicht necken lassen, die

durch eine Mine voll Sensation, durch eine Antwort voll Salz die Herren so zurückschlagen, daß sie sobald nicht wieder zu dreist werden. Ich kenne Mädchen, die weder zu frey, noch zu spröde sind — die Ehrfurcht einflössen, wenn man sie siehet; wo der närrischste Geck seine Bonmots, seine Zweideutigkeiten in sich selbst einschließt, die einen Kuß, mit Bescheidenheit gefordert, nicht versagen; die an sich ziehen und eben so zu entfernen wissen. Nur blos Romanenleserinnen und süße schwärmelnde Mädchen lassen sich von solchen eben so süßen Herren herrumnehmen.

Seltsam war mir der Gedanke, "kann es ein Mädchen verhindern, wenn sie ihres Verstandes, ihrer Artigkeit wegen geehrt wird?" Soll sie es verhindern? Ehre ist ein Loos, dessen wir alle so sehr bedürfen, und es nie von der Hand schlagen müssen. Ehre, d. i. Achtung anderer, müssen wir uns zu verschaffen suchen, so viel wir können. Zudringliche Schmeicheleyen müssen mit Artigkeit, mit Bescheidenheit, mit Höflichkeit abgelehnt werden. Grobheit, wo man mit Worten oder gar Händen um sich schlägt, kleidet niemand, am wenigsten einem Frauenzimmer. Wo ich ein solches finde, fliehe ich die Stätte wo sie geht. — Sie, — die meisten sage

ich,

ich, — sind selbst Schuld daran, wenn ihnen der gerechteste Tadel trift. Sie allein bilden die Mannspersonen. Sie allein sind die Formerinnen des weichen Wachses des menschlichen Herzens. Sie können machen, diese Zauberinnen, das es tausend Gestalten annimmt. — Doch muß ich gradezu erklären, es sieht nichts lächerlicher aus, als ein Frauenzimmer, das in lustiger Gesellschaft oder überhaupt in Gesellschaft, von Religion spricht, oder eine lange Unterhaltung davon anzettelt. Religion ist die Sache des Herzens nicht des Mundes. —

Ferner, sagen Sie, meine Theure! wenn man ein Mädchen sieht, daß es durchaus will, daß die Mannspersohnen es so frey behandeln sollen; daß durch verliebte Blicke, durch Tändeleyen, durch tausend neue Kunstgriffe, Gelegenheit zum Küssen und andern Dingen giebt, sich von freyen Stücken den Mannspersonen auf den Schoos setzt ꝛc. An wen liegt da die größere Schuld? Ein Mädchen, das sich so von seiner Leidenschaft hinreissen läßt, das sich in alles einläßt, was solche junge Herren, oder sie selbst haben wollen, ist das verworfenste, unglücklichste Geschöpf auf dem Erdboden blos durch sich selbst.

Ausgemacht ist und bleibt es, daß wenn die Mannspersonen, die jüngern nemlich, ich sage aber nicht alle, auf eine nicht ganz sittliche oder zu freye herausnehmende Art den Ton angeben, sie es nicht anders thun, als wenn sie im Voraus den Ton der Damen kennen, um mit ihnen übereinzustimmen. Man hat in unsern Gesellschaften, wie es auch recht und billig ist, in unsern sittlichen Gesellschaften, noch immer so viele Ehrfurcht und Hochachtung für das Frauenzimmer, als es in allem Betracht verdient. Aber was will der größte Theil unserer Frauenzimmer? Männer wollen sie um sich sehen, die nichts als Spas und Possen machen. In ernsthaften Gesellschaften wird ihnen je länger, je enger und bänger ums Herz. Grade die, welche sich am muthwilligsten auszeichnen in ihren Reden, die, welche am meisten mit Persiflage und Hohngelächter um sich werfen, werden am meisten von ihnen geachtet. Der Mann, der wenig redet, der wahre Verdienste hat, was ist er dem Frauenzimmer? Im mindesten nicht befriedigend. Man spottet über ihn. Man lacht zu jedem Wort, was er vorbringt. Der größte Dummkopf erhält oft über den Mann von dem größten Genie den Sieg, weil dieser den Ton der Gesellschaft nicht verstand, oder weil eine Dame in der Gesellschaft es wolte, oder — ich vermag

den Gedanken nicht auszufüllen. — Woferne der eine oder der andere in der heutigen Assamblee nicht ein paar Dutzend Bonmots, oder andere Sächelchen, Gedichtchen, Anecdötchen und jedesmal andere in seiner Gewalt hat; so gilt er für eine Null. Man achtet nicht auf ihn — indes er stille Bemerkungen macht und lieber nicht spricht, weil man seine philosophischen Unterhaltungen zu trocken fand. Wo hört man in den meisten Gesellschaften irgend etwas Menschenbelehrendes, auf Menschenbeglückung abzielendes, auf Besserung abzweckendes? Giebt nicht jeder sein Schärflein schaalen Witzes, Ironien, Zweydeutigkeiten, Verläumdungen u. d. g. Wovon hört man gewöhnlich die Frauenzimmer reden? von ihren Geliebten, von Cicisbe'os, von Moden, von — — — und dann wird gespielt. Und ist dies nicht; so wird gejähnt. Man weiß sich nichts zu sagen. Unselige Mode unserer Zeit! wennehr wirst du aufhören, unsre Gesellschaften zu tödten!

Unrecht wäre es nun freylich alles dieß auf die Rechnung der einen Seite zu schreiben. Lassen sie uns einen Mittelweg einschlagen, der wird uns desto sicherer führen. Es giebt unter allen Ständen und Geschlechtern Gesittete und Ungesittete. Lassen Sie uns die gar zu große einge-

rissene Freyheit unter so vielen, — ich sage nicht: allen Mädchen gegen die Mannspersonen, sollten auch schlechte Mannspersonen, dazu die Veranlassung gegeben haben — dennoch als Ungesittetheit rechnen. Denn die bleibt es doch allemal. Die Damen sollen nicht, wie in Rom und in den ersten Zeiten unter den Deutschen Sitte war, eingesperret seyn — oder nicht wie bey unsern Vorfahren gar nicht in Gesellschaft kommen. Alles dieß habe ich schon im vorigen Stücke deutlich genug gesagt, aber sie sollen auch nicht zu frey seyn. Gesittete Bescheidenheit, edle Freyheit und dennoch Zurückhaltung, sind Tugenden, die den Damen den hohen Glanz geben, den sie als Sonnen der Schöpfung haben sollen. Die fürtrefliche Wirthin, war nur blos fingirte Einkleidung meines Aufsatzes — um dadurch der ganzen Schilderung eine angenehmere Darstellung zu geben.

Auch habe ich in meinen ersten Blättern, die Veranlassung zu Ihrer Antwort gegeben, deutlich genug gezeigt, daß ich es dem Frauenzimmer gar nicht wehre, es ihnen nicht als Sünde anrechne, daß sie sich modisch kleiden, daß sie spielen, daß sie alle mögliche Lustbarkeiten geniessen. Nur müßen sie nicht dadurch von anderen wichtigern Geschäften abgehalten werden.

Nur

Nur das habe ich gewünscht, daß die Damen überhaupt nicht zu übertrieben dem Luxus, den Spielparthien, den übrigen Ergötzlichkeiten, worunter Hauswesen, Kinderzucht, Gesundheit, Ehre, Lebensglück und alles leidet, ergeben seyn mögten. Und eben dieß war es, was — doch aber nur von Ihnen und ihren Vertheidiger, verkannt wurde.

Denken Sie ja nicht, darum bitte ich, daß wirklich es die reichen Mädchen allein sind, die so große Vorzüge vor jenen ärmlichern Mädchen hätten, daß sie um deswillen eher verheyrathet würden. Freylich in einem Ländchen und in allen Ländern der Art, wo auch die geringsten Chargen käuflich sind, werden die reichen Mädchen weit mehr gesucht. Man hat doch aber auch der Beyspiele — blicken Sie um sich — nicht so ganz selten, das die ärmern Mädchen, ohne vornehmen Stand, ohne große Recommendation, ohne prächtigen Aufzug eben so gut an reiche, angesehene Biedermänner verheyrathet werden, wenn sie edles gutes Herzens sind, stille Verdienste haben, als die reichern, die nur blos Reichthum besitzen und weniger gutes Talent, weniger biedere Herzensgüte. Wie manches auch reiche Mädchen, das nur blos auf Reichthum sein Vertrauen setzt, das schnipsch alles übrige verachtet,

was nicht so glänzend, nicht so reich ist, das alles vernachläßigt, was zur Bildung einer liebenswürdigen Gattin, einer vernünftigen Hausfrau, einer freundschaftlichen Gesellschafterin, einer braven Mutter u. d. g. gehört, bleibt im Stande der Ehelosigkeit, und verblüht, weil es zu stolz, zu eitel war um einen vieleicht ärmlichen, aber rechtschaffenen Manne seine Hand zu geben; oder mußten in niedere Classen hineinheyrathen, weil sich grade nichts besseres darbot, und es doch nicht gern dahinschmachten, sein Leben ohne Zweck verleben will. Wie manche, die nur blos darum sich ein größeres Anrecht glaubten, sich mehr hervorputzen zu dürfen, wird um ihrer übertriebenen Eitelkeit willen verachtet, und gleicht der dahinwelkenden Rose. Erst schlug sie Parthien aus, die ihr nicht gut genug waren, und nun sieht sie sich am Ende verlassen. Das wirkliche Verdienst, auch das in einer ärmlichen Hütte, wird immer, wäre es auch spät erst, erkannt, oft da, wo man es am wenigsten denkt. Der wahre Mensch, der Wolthäter des Menschengeschlechts, so wie das gute redliche Mädchen bleibt vieleicht eine Zeitlang verkannt, um desto schöner hervorzublühen. Das unbedeutende Veilchen im Thale wird auch gepflückt, wenn Elmar vorübergeht, der es bemerkte. Gewöhnlich ist doch bey einem solchen Mäd-

chen — man verstehe mich aber recht, ich sage nicht immer, auch nicht bey allen — irgend etwas zu erinnern. Selten wird das zertretene Veilchen gepflückt und aufgenommen.

Das gute, aber ärmliche Mädchen werde darum nicht niedergebeugt; es fühle tief und innig seine Würde; es behaupte sie mit Anstand, mit Unschuld; es zeige seine Talente, aber nicht um damit zu prahlen — es zeige Rechtschaffenheit im Stillen; es kleide sich anständig, nie über die Schranken des Gebiets seiner Eltern, oder seiner eigenen Caße; es sey angenehm in Gesellschaften, freundlich, sanft, heiter — aber nie ausgelassen, nie zu frey — es leide keine unanständige Freyheiten; gebe auch nie die Veranlassung dazu — und sein Glück wird — kann ihm nie fehlen, bliebe es auch noch so lange aus. Es kömmt am Ende und mit ihm der Lohn.

Das Unangenehmste für manches Frauenzimmer ist, daß Ehelosigkeit oder Nichtehelosigkeit so gar nicht in ihrer Gewalt steht. Es war wie schon gesagt, von jeher nicht Sitte, daß die Damen denen Herren, wenige Beyspiele ausgenommen, wovon ich die Data in Händen habe, die Hand bieten, und also müssen sie doch immer die Aufforderung erst ab-

warten. Ein Mädchen hat denn freylich das Recht, Ja oder Nein zu sagen; Das ist wahr. Aber ein Mädchen, das aus einer sonderbaren Caprice Körbe giebt, wozu es keine gegründete Ursache hatte, wird so leicht nicht an den Mann kommen. Man hat Beyspiele. Um deßwillen möchte ich doch als Freund anrathen, die künftigen Anträge nicht so grade zu von der Hand zu weisen. Die Zeit ist edel und kurz.

Das Uebrige habe ich schon in den Vordersätzen gesagt. Ich würde hier nur wiederholen müssen, was ich Ihnen auf Ihre rührenden Beyspiele zu erwiedern hätte, und ich behaupte, daß zwar beyde Theile, aber am öftersten die Frau Schuld ist an der ausschweifenden Lebensart des Mannes.

Nur eins, ehe ich zum Schluße eile, bleibt mir zu beweisen übrig. Ueberall vermißt man den Ton der Unschuld, welches nun freylich alles nicht auf ihre, sondern auf die Rechnung ihres schwachen Vertheidigers fällt — welchem Sie schon die verdiente Strafe, für seine öffentliche Züchtigung und Blosstellung geben werden.

Man glaubt bey manchen Stellen und Ausdrücken, als hätte der Herr Verfasser oder Vertheidiger eine Satyre auf das schöne Geschlecht schreiben wollen.

Ich habe diese Flecken zu rügen, mit Fleiß bis zuletzt gespart, und ich werde mich darüber so kurz fassen als möglich. Sagen Sie, mein Herr Verfaßer, wer sie auch seyn mögen — denn hier muß ich Sie vornemlich anreden — wie war es möglich, daß Sie ihre Damen solchen Verlegenheiten aussetzen konnten. Denn der Gedanke: von den lahmen, gebrechlichen und zum gesellschaftlichen Leben des Ehestandes unfähigen Männern, und die bald darauf folgende Stelle: von den Vorwürfen, die sich die Herren vor den Damen zu Schulden kommen lassen, die sie verschweigen; ferner die Stelle, wo sie von Ton, Denkungsart, Lage, Gesundheitsumstände der Ehestandsverächter unserer Zeit sprechen – Und die Periode: viele Frauen tragen das Joch des Ehestandes von denen auf ihren Wegen gehenden Ehemännern im Stillen! sind sicher nicht weder aus dem Munde, noch aus der Feder eines jungen unschuldigen Mädchens gefloßen. War es dann wirklich ihre Absicht, diese guten lieben Mädchen vor den Augen der ganzen Welt schamroth zu machen?

So

So war die Absicht gewiß sehr unedel, ja unverzeilich. Dachten sie dann gar nicht daran: daß Männer in Gesellschaften, die zum Spötteln geneigt sind, oder auch ich, wenn ich nicht mehrere Liebe und Ehrfurcht für das schöne Geschlecht fühlte, als daß ich ihnen so etwas zutrauen könnte — den Damen zumuthen könnte, hierüber nähere Erklärung zu geben? Dachten sie nicht an die Folgerung, die man ohne alle Satyre, ohne allen Spott, ohne alle Mißdeutung hieraus ziehen könnte: als ob die guten Mädchen gar sehr dafür besorgt wären, daß sie keine junge robuste Männer bekommen würden? Und was alles mehr — Woran haben Sie doch da gedacht, bey dem Niederschreiben solcher ganz obscöner, beleidigender Stellen. Doch ich will schweigen. — Die Mädchen nur sind zu beklagen: daß sie sich auf solche Art verleiten lassen. Der Verfaßer ist schon gestraft genug, wann er nur einiges Nachdenken, nur einiges Menschengefühl hat.

Der Ausdruck: daß das Glück eben nicht beneidenswerth sey, daß die Frauen, nach der jetzigen Stimmung der meisten jungen Herren, von einer Verbindung zu erwarten hätten, wenn nicht Titel, Rang, Vermögen oder eigenes Unterhaltsbedürfniß

sie

sie lockte, ihre Hand zu geben, — soll doch wohl nicht zur Ehre des weiblichen Geschlechts gesagt seyn, oder sie müßten einen sonderbaren Begriff von Ehre haben. Darin müßte denn der Grund von so vielen unglücklichen Ehen liegen, die in der Welt immer häufiger werden. Ein gutes biederes Mädchen kennt ganz andere Gründe, wenigstens sieht es jene nie als Hauptgründe an.

Die Schilderung eines Mannes, der ohne Accuratesse aus der Welt geht, der leichtsinnig genug war, in den Tag hinzuleben, bestätigt den Grundsatz: daß hier auf dieser Welt manche Unvollkommenheit ist: daß wir solche Facta haben müssen, damit sich die Guten von dem Schlechten unterscheiden, und sie dadurch Belehrung und Beyspiel werden. Es hebt aber lange noch nicht den Satz auf: daß man in der Welt alles müsse so hingehen lassen, damit alles dem Unglück und Verderben zueile, sondern daß der biedere Menschenfreund eben dadurch aufgefordert wird, ans Herz der Menschen zu reden, wenn Unvollkommenheit und das dadurch kommende Unglück und Verderben in der Weit immer größer wird.

Fast sollte man glauben, die Worte, womit sie schließen — — (doch ich vergesse schon wieder ihren Vertheidiger —) womit ihre Vertheidigung schließt, wären der letzte Hauch dahin sterbender Mädchen, die es so ganz fühlen, daß sie keine Männer mehr bekommen werden, und ihre Aeusserungen um so mehr behaupten können, ungesucht da zu bleiben, wo sie sind — weil sie die Unmöglichkeit einer Verheyrathung je länger, je mehr sehen, und eben darum den Männern alle Schuld zuschreiben, und von sich ablehnen. Wenn es indessen verlangt würde, könnte ich ein ganzes Packet schriftlicher Documente anführen, wie sehr dieß über dem Herzen der Mädchen hinweggesprochen ist. Ich könnte mehrere klare Facta anführen, wie sich die Mädchen schriftlich an die Herren wenden — oft an Herren, die sie gar nicht kennen u. d. g.

Uebrigens, meine Theure! habe ich es in keiner Stelle gesagt, oder jemals in meinen Leben bezweifelt, daß es keine brave und rechtschaffene Weiber und Töchter in Germanien gäbe. Nein! Auch ich habe das Glück, derselben eine große Anzahl zu kennen, und sie unter meine Freundinnen zu zählen; Frauenzimmer, die Engel in Menschengestalt sind, — Originale,

nale, von denen man vergebens Copien sucht.

Erste Gespielin meiner Jugend, liebe F— du warst es, die mir den Hauch der Liebe im ersten Kuß einflößte. Noch bebt dieser Kuß auf meinen Lippen. Vergebens suche ich dich unter den Sterblichen. Du bist nicht mehr. Nimm hin diese Thräne, du Redliche! Vielleicht siehst du auf mich armen Sterblichen von jenen Gegenden herab, wo du im Licht wandelst und mich beklagst, daß ich nicht glücklicher bin.

Gute L. B. Glückliche Stunden verlebte ich an deiner Seite. Manches Gedicht entlocktest du meiner Leyer. Wie angenehm waren diese Gefühle! Doch wir waren nicht für einander bestimmt. Jetzt bist du glücklich, und weihest mir, den du vieleicht ehemals, mit welchem Recht? einen Flatterhaften nanntest, zuweilen Dein Andenken. Edel warst du und treu.

Theure D. D. Deinen Nahmen schnitt die Liebe oft in Fensterscheiben und in Buchen und Linden. Die Freuden Hymens, die ich dir nicht geben konnte, warten nun auch Dein. Zürnest nun gewiß nicht mehr über mich, daß das Schick-

sal das Band zerriß, was doch nicht bestehen konnte. Mein erster Wunsch war es, Dich Glücklich zu machen. Da ich es aber nicht konnte, — so vergieb mir — daß ich Dich zu vergeßen schien.

Liebenswürdige H. Du meinem Herzen ewig Unvergeßliche. Klar wie der Silberquel, fließt die reinste Himmelunschuld und Güte in deinen Adern. Glücklichere und frölichere Stunden als in deinem Arme genoß ich nie. Du so ganz schöne Seele verdienst das größte Glück, was Sterblichen zu Theil wurde, du erste meiner Freundinnen. Noch lebst und webst du in mir, noch bist du der beständige Gegenstand meiner Gespräche — nach einer Reihe so vieler Jahre doch noch immer mir gegenwärtig in allen den mannigfaltigen Situationen des Lebens. Nein! nicht die Zeit, nicht Entfernung, löscht dein holdes lächelndes Angesicht aus meinem fühlenden Herzen aus. Daß ich Dir nicht anders lohnen kann!

Beste L —. Du wetteiferst in Ansehung deines redlichen Herzens, deiner reinen Seele so ganz mit meiner ersten Freundin. So ganz Herzensgüte, Liebe, Unschuld. Noch kannte ich unter den Weibern der Schöpfung — kein Weib, das dir glich. Wo du bist, da lacht die

ganze

ganze weite Schöpfung. Himmlische! auch du goßest oft lindernden Balsam durch trauliche Gespräche in mein krankes Herz, warest ganz Sympathie. Nimm auch du meinen warmen Dank für deine herzliche Freundschaft. Und wenn mein Wunsch vermögend wäre, zu deinem Wohl etwas beyzutragen; so wäre es der: Sey ganz glücklich — wie deine Thaten; so dein Lebenswohl!

Edle F. St. Auch du verdienst einen Platz unter den recht guten redlichen Biedermädchen. Was die Natur schönes hat, das gab sie dir reichlich. Aber auch ein Herz — o für welchen Jüngling schlägt es jetzt! Und — wage ich zuviel, wenn ich behaupte, daß es auch einst für mich schlug? Solltest du in einsamen Spaziergängen noch wohl zuweilen an die Gefühle zurückdenken, die du mir einst im Garten äußertest? Daß mich das Schicksal so weit von Dir trennen mußte!

Deutsches Mädchen! Liebe C. K. Was gäb ich um Dich! Was thät ich um Dich! Herzensgüte und Redlichkeit sieht aus deinem Auge; lacht aus deiner ganzen Freundlichkeit. O, wenn Du der Blumen wartest, Schwester des

schönen Gesangs und der Blumen — wie schlägt da dein Busen für Freundschaft und Liebe. Vergib, wenn meine redliche Seele etwas mehr als Freundschaft, wenn es warme Liebe, wenn es Sympathie für dich fühlt. Kann ich dafür, daß die Natur dies Gefühl so rege in mir schuf! Und kann dies Gefühl nicht zugleich mit der Freundschaft, mit dem Umgang bestehen? Ist dies Gefühl — Sünde?

Und du, kleine liebe C. H. Auch für dich schlägt mein warmes Herz. Noch hörte ich nie anders als Gutes von dir. Wer dich kennt, der kann nicht anders sagen: als daß du ein gutes redliches Mädchen bist. Du gehörst mit Fug und Recht unter die Engelseelen in Menschengestalt. Mögtest du doch auch dein Andenken mir zuweilen in der Entfernung schenken!

C. M. Du Freundin meines Freundes, du Perle unter den schönen und guten Mädchen! dich sehen und dich hochschätzen, lieben, ist eins, auch Du bist mir oft gegenwärtig. Sey glücklich, und du wirst es gewiß seyn, dies ist alles, was mein ganz für dich fühlendes Herz zu schreiben vermag. Du saßest

mir schon zu manchen Gemählde, welches ich entwarf. O daß ich nicht an deiner Seite der Glückliche seyn kann!!!

Du, meine K. M; G. S. L. K. rc. Angenehm und wonnevoll sind mir noch die Rückerinnerungen, die ich in eurer Liebe, in eurem Umgange verlebte. Gesegnet sey mir immer euer Andenken. Ihr genießet nun schon längst an der Hand eurer guten Männer häußliche Freuden, Mutterfreuden. Wohl euch! Lebt glücklich.

Ich schätze euch alle. Ich schätze jedes gute Frauenzimmer, welches nach richtigen Grundsätzen, seiner Bestimmung gemäß, denkt und handelt. Nie wär es meine Absicht, irgend eine gute redliche Seele unter diesen Bekantinnen oder Unbekanntinnen zu kränken oder zur Schau zu stellen. Wie gesagt: Ich kannte keine davon. Und ich schwöre es Ihnen und bezeuge es vor Gott und der ganzen Welt. Ich hatte auch nicht die entfernteste Hülfe. Ich schrieb allein, schrieb zur Besserung für die, die es fühlen würden. Eiferte ich für die Verbesserung der Sitten, wie Sie zu sagen belieben; so that ich es, mit den edelsten Herzen, aus den besten gemeinnützigsten Ab-

ſichten. War ich in dieſer Erklärung in manchen Stellen vieleicht bitterer, — der edeldenkende Mann, das biedere Frauenzimmer wird die Nothwendigkeit deſſelben nicht verkennen. Möchte man es mir doch aufrichtig und wahr beweiſen können, das ich geirret, daß ich falſch, unrichtig geurtheilt! Zur Ehre des weiblichen Geſchlechts, zur Ehre der Menſchheit wollte ich gern auf das Feyerlichſte Abbitte thun, es öffentlich vor der ganzen Welt bekennen. „Ich war auch ein Menſch!„

IV.

Leben und Meinungen einer Koquette*)

Von ihr selbst aufgesetzt, als ein Spiegel für alle Diejenigen, die mit ihr auf gleichen Wegen gehn; Und als eine Zugabe zu der abgenöthigten Erklärung, warum so viele unserer jungen Männer sich nicht verehligen.

*) Ich fand diese Papieren unter dem Nachlaß einer meiner Tanten.

IV.

Leben und Meinungen einer Koquette*)

Von ihr selbst aufgesetzt, als ein Spiegel für alle Dieienigen, die mit ihr auf gleichem Wegen gehn; Und als eine Zugabe zu der abgenutzten Erklärung, warum so viele unserer jungen Männer sich nicht verehligen.

*) Ich fand diese Papieren unter dem Nachlaß einer meiner Tanten.

Ich heiße A. B. C. — X. Y. Z. „So viele Buchstaben? Das ist warlich zu viel!„ werden meine jungen Leser und Leserinnen sagen. Manche fängt schon an die Buchstaben zu deuten, und wähnt nach dem gewöhnlichen Sprichwort: Ich müße in den langen Tagen gebohren seyn.

Mag ich nun auch gebohren seyn, wenn ich will, in längern oder kürzern Tagen, das thut nichts zur Sache. Genug es gab meiner Schwestern zu allen Zeiten und an allen Orten.

Wer die Geschichte kennt und es sich nur halb denken kann, wie es in ältern Zeiten in Griechenland und in Rom aussahe — der wird unsere Zeiten, so ausschweifend und frey man auch darin lebt, für sehr gesittet erklären.

Damit will ich nun eben nicht der Koquetterie das Wort reden — weil ich aus der Erfahrung den Uebelstand derselben kenne. Nur das

 mögte

mögte ich doch behaupten, deß es beynahe kein Mädchen, keine Frau giebt, die nicht so etwas von Koquetterie hätte — und das grade diejenige, die meinen Nahmen auspähen will, und es glaubt die S —, die H —, oder die A — müßte es seyn, den ersten Platz unter dieser Anzahl verdient.

Mein Nahme thut also eigentlich nichts zur Sache. Ich heiße, wie ich heiße. Mag doch eine jede Schwester in ihren Busen fühlen, wenn ich ihr gradezu meine Lebensgeschichte ohne Rückhalt darstelle — wenn sie mich als das leichtsinnigste, flüchtigste Mädchen handeln sieht; wenn sie Scenen darin verwebt findet, die ich mit blutigen Thränen und wundgerungenen Händen wegwaschen mögte, wenn es möglich wäre — Mögte sie doch denken: „So kann es dir auch einst ergehen, wenn Du auf demselben Wege fortgehest. Genug „ — mein Nahme ist wie der Nahme meiner Schwestern im Alphabet — in jeder Stadt in großer Menge und auch auf dem Lande unter der gebildetern Menschenclaße, leider! zu finden.

Unglücklicher Weise war ich die einzige Tochter der — Gott verzeih es mir! — affenartigsten Mutter von der Welt. Fluchen mögte ich, im

Grabe

Grabe noch derjenigen fluchen, die mir das Leben und — wie soll ich es nennen? „Erziehung„? — Verbildung gab.

Mütter! habt ihr eure Kinder lieb — o so flehe ich euch um eures eigenen Glücks, um eurer Ruhe im Grabe willen flehe ich euch, — Mütter wenn ihr wahre Mütter seyn wollt, braucht besonders bey der Erziehung eurer Kinder vorzüglich eurer Töchter mehrere Vorsicht und Sorgfalt. Geht doch nicht den gewöhnlichen Weg, da ihr entweder gar nicht auf sie achtet, sie roh aufwachsen laßet, euch nicht gerne mit ihnen beschäftigen wollet, das Erziehungsgeschäfte lästig findet; oder das ihr zuviel mit ihnen tändelt. Beydes macht sie zu den unglückseligsten Geschöpfen. Ich urtheile und schließe von mir auf andere. Ich wer nun einmal der beständige Gegenstand ihres unmäßigen Lobes, ihrer höchsten Bewunderung. Und was bin ich jetzt? Wie tief bin ich gesunken?

Es ist wahr — die Natur hatte viele Reitze an mir verschwendet. Ein Gesicht, gleich den Lilien und Rosen, Augen groß und veilchenblau — ein Wuchs, schlank wie die Tanne; ein Gang wie der Gang einer Grazie; eine Stimme, wie der Silberton der Leyer, ein gefälliges Wesen;

ein kleiner Fuß; Verstand; Witz; alles, was einen Mann bezaubern, glücklich machen kann, war in einen hohen Grad in mir vereinigt. Nicht stiefmütterlich war ich also von der Natur behandelt worden — aber durfte ich dies so früh schon wißen? Hätte man mich nicht glücklicher leiten können? Mußte ich mich dieses Besitzes schon fühlen, als ich eigentlich noch keine Ursache hatte, diese Ansprüche geltend zu machen? Mußte ich denn schon in früheſter Jugend dahin gebracht werden, diese Gaben als die höchsten Güter der Glückseligkeit, gerade für das zu halten, was sie nicht sind?

Die ersten Spiele, die den Saamen der Koquetterie in meine junge Seele streueten, begannen schon im vierten Jahre — wenigstens von dieser Zeit an weiß ich es mir — aber freilich nur sehr dunkel, zu erinnern. Man ließ die Kinder der Nachbaren kommen, und immer ward ich gequält, mir einen zum Bräutigam darunter auszuwählen, und ihn zu drücken und zu küßen. Heute sollte ich diesen wählen — Morgen kam ein anderer; denn mußte der die Bräutigamsstelle vertreten. Vater hatte immer genug zu copuliren. — Und schon im achten Jahre fand ich ein solches Behagen an Küßen, daß man nicht nöthig hatte, mich dazu zu nöthigen. Süßes Entzücken,

zücken, eine schauerliche durchs Blut strömende Hitze empfand ich bey jeder herzigen Umarmung eines Fritz, Wilhelms, Heinrichs, u. a. m.

Gerade, als man dies merkte, sollte ich es nicht mehr thun. Erst ward ich gereitzt, und nun wurde alles angewandt, Beschämungen, Drohungen, um mich auf einen andern Weg zu lenken. Was geschah nun? Grade wenn Vater und Mutter es nicht sahen, küßte ich alle Jungen, die mir in den Wurf kamen, nach Herzenslust.

Sagt, Eltern! kann man etwas thörichters denken, als diese noch immer bey so vielen Eltern unschuldig geglaubte Spielerey? Wer vernünftig seyn will, der leide doch so etwas nie, oder flöße nie Kindern Triebe ein, die mehr als zu früh sich äußern. Der Schaden ist unnennbar groß, der dadurch gestiftet wird, größer als es Eltern glauben. —

Noch mehr. Schon von meinen frühesten Jahren an handelte meine Mutter sehr unnatürlich gegen mich; so, wie ich in meinen erwachsenern Jahren so viele Mütter gegen ihre Töchter handeln sah, weil mein Körperbau, mein Gesicht und alles schon frühe eine gerichische

Schön-

Schönheit verkündigten; weil ich die einzige war. Nun wurde also die Erziehung auf den höchsten Grad gespannt. Ich wurde so zärtlich und weichlich in allen Stücken gewöhnt, daß ich in meinen ältern Jahren mir selbst gram war, wenn ich dies oder jenes nicht essen, diese oder jene Luft nicht ertragen konnte, weil ich nicht daran gewöhnt war. Meine zarten Glieder durfte ich nicht jedem Winde und Wetter aussetzen, um die extra feinen Züge meines englischen Gesichtchens nicht zu verderben. Die zu große Nachgiebigkeit gegen meinen Eigensinn in meinen frühern Jahren, damit ich mich nicht ärgern mögte, und der seltene, größtentheils zur Unzeit angebrachte, kindische Ernst, der so bald in Scherz übergeht, die beständige Hohnneckerey — alles das mußte nothwendig den Grund legen zu meiner Schwächlichkeit, Verzogenheit zu den reitzbaren Nerven, zu — — Wenn ich sah, daß meine Gespielinnen sich allen Unbequemlichkeiten des Windes und Wetters blos stellen durften, und sie gesund dabey waren und blieben; so hatte ich in solchen Fällen allemal: Zahnschmerzen, Schnupfen, oder steifen Hals. Und dafür kann ich doch meinen Eltern unmöglich danken, daß sie mich zu einem so schwächlichen Geschöpf bildeten.

Mein

Mein Vater war eben so schwach. Er überließ den größten Theil der Erziehung meiner Mutter; übrigens sparte er keine Mühe. Er lehrte mich, Französisch, Englisch, Music, Romanenlesen — Alles, was dazu gehört, nicht eine gute Gattin, eine glückliche Mutter zu bilden — Nein! alle die Künste und Anlokungen, die dazu nöthig sind, Anbeter zu erwerben, mich stolz und eitel zu machen.

Schon in meinem zehnten Jahre — denn das erlauben mir meine Leser und Leserinnen, daß ich sie sogleich über diesen Zeitraum hinausführe, wo man mit andern Mädchen alles gemein hat — fing man an, nachdem man schon einen so festen Grund gelegt hatte, nun auf diesen Grunde meinen jetzigen Zustand fortzubauen. Alles was man nur konte, that man, um mich so eitel als möglich zu machen. *) Wenn an=

*) Ich kann nicht umhin, eine Anmerkung beyzufügen, die sich vorzüglich auf den niedrigern, oder auf den ärmlichern Mittelstand paßt, der sich so gerne erheben, alles mitmachen will, und dem man doch die Armuth sogleich ansieht Manche Leute die im Stande sind, sich alles zu verschaffen, was theils zur Nothdurft, theils zur Bequemlichkeit des menschlichen Lebens gehört, die darum den Ueberfluß haben, um ihn zu zerstreuen,

können

andere meines Standes — ich war die Tochter eines bemittelten Predigers — in gewöhnlichen Kleidern gingen, die eben nicht modisch oder à gout waren; so gab man mir hingegen alles so neu, so geschmackvoll, daß sich das vornehmste Stadtmädchen derselben nicht geschämt haben würde.

Was konnte nun ein Mädchen eitler machen als dies. Ich fühlte meine Vorzüge im höchsten Grade, und freuete mich innerlich, indem die andern mich beneideten. Nur ins geheim spotteten sie über mich; so bald ich aber selbst zugegen war, kannten sie meine Ueberlegenheit in Ansehung meiner Zunge. Also wagte es auch nicht eine, mir laut etwas darüber zu sagen. Meine kluge Mutter hatte mir auch schon so viele Antworten in Bereitschaft gegeben, daß ich jeden von der Schule schlageu konnte — und da

können dies, und leben den einen Tag, wie den andern, gerade so, wie sie glauben, das es mit Anstande geschehen könne und müße. Aber, wenn der ärmere Nachbar, Nachbarin mit Jungfer Töchtern alles dies copiren wollen, wenn sie Tag und Nacht arbeiten, um sich einen Hut à la Mode oder ein neues Kleid zu verdienen, oder eine neue Enveloppe, den oder die heute die Mutter, Morgen die Tochter trägt u. s. w. die in

da ich sah, daß dies gefiel, lernte ich bald, mich mit meinem eigenen Witze zu helfen. Gegenwart des Geistes war mir angebohren, und in dieser Hinsicht konnte ich oft andern aushelfen, die anstatt zu antworten, über und über roth wurden.

Alles was mich sah, machte mir Liebkosungen, Schmeicheleyen, und mein Geist fand so viel Behagen daran, daß sich die hohe Meinung von mir mit jedem Tage vergrößerte — so, daß ich schon am Ende meines zwölften Jahres launigt und mißmüthig war, wenn man mich in Gesellschaften nicht genug gelobt hatte.

So geht es, Mädchen! nicht wahr? Gewiß seyd ihr auch oft in diesen Schulen gewesen, wo man euch die Eitelkeit mit der Muttermilch

in ihren Häusern so schmutzig und zerlumpt gehen, daß man sie für das Auskehrigt der Menschheit halten mögte, die heute tractiren und Ueberfluß zeigen, und ganze Wochen nichts als Cartoffeln und eitel Brod essen. Was haben diese Menschen, deren Kinder oft nackt und barfuß gehen, was haben sie von den Früchten des Luxus? Die traurigsten Tage, die sie sich selbst schaffen. Gewöhnlich in dem übertriebensten Negligee, und so bald man zur Kirche oder in Gesell-

milch einflößte, sie immer stärker anfachte — diesen Funken, der schon für sich selbst zu einem großen Feuer anwächst, und durchaus keiner Nahrung bedarf.

Väter! Mütter! Macht ihr eure Kinder eitel durch Putz, durch allerley Lobeserhebungen von Schönheit, Grazie, Zauber, die sie in ihrer Jugend von euch hören — wem anders haben sie ihr nachheriges Unglück zu verdanken? Niemanden als euch. Ihr waret es, die ihr ihnen zu hohe Begriffe von ihnen einflößtet. Und was ist denn Schönheit? Mehr besteht sie doch in der Einbildung als in der Wirklichkeit. Wo giebt es weibliche Vollkommenheit? Wie so selten findet man sie. Und wenn wir sie finden? Wie bald ist sie verblüht, wie die Rose, wenn der brennende Mittagswind darüber haucht. Gebt,

Väter,

* sellschaft geht, in dem übertriebensten Putz. Wozu diese sonderbare Art? Warum dafür nicht lieber, beständig sich gleiche Tracht, Reinlichkeit und Ordnung in Essen, Trinken und Kleidung. Die Menschen würden ja dadurch ihres Lebens weit froher werden. Man würde bey ihren mittelmäßigen Putz ihnen doch nicht den Hunger auf ihrem Gesichte lesen

Anmerkung des Herausgebers.

Väter, Mütter! gebt euren Kindern Tugend, edle Bescheidenheit, anständige Sitten. Laßt sie nicht in Putz und Mode ausschweifend werden — und ihr gebt ihnen Güter, die unvergänglich sind, die uns die höchste Zufriedenheit, das wahreste Lebensglück gewähren.

Welcher Gift kann ferner tödtender und entnervender seyn als der, den ein Mädchen in unsern gewöhnlichen Gesellschaften einsaugt. Ach! man ist warlich nicht delicat genug. Man sagt Dinge, ohne alles Erröthen, ohne alle Zurückhaltung, von denen unsre Alten nicht glauben: daß man sie oft schon wiße. Man bedient sich daher der Zweydeutigkeiten, der heimlichen Winke, einer leisen Sprache — und gerade dies macht das Mädchen aufmerksamer — und das Uebel ärger. Oft ist man laut — der Wein macht jovialisch; man geht immer weiter, man wird offener, die delikatesten Dinge werden nicht mehr in ganz verschleyertem Gewande vorgetragen — es geht so viel schlüpfriges mit unter — das Mädchen vergleicht, erweitert seine Ideen, es sieht es dem Vater, der Mutter, den übrigen Gästen an, daß keine Sache grösseres Wohlgefallen in ihnen erregt, als dies.

Ueber diese Gegenstånde hatte ich schon in dieser und in mehrern Gesellschaften meine Eltern sprechen hören, ich hatte mit meinen Gespielinnen darüber gesprochen, wo ich denn etwas mehr Licht bekam — aber wenige Tage darauf kam ich hinter das ganze Geheimniß.

Auf welche Art? das sollen meine Leser gleich hören.

Wo Gesinde, schlechtes Gesinde, buhlerisches Ungezüchte ist, wo man ohne diese oft scheußliche Ausgeburten der Menschheit nicht leben kann, in ihren Stuben, wohinein man so gerne geht, weil man so sehr gelobt wird, und sich dadurch das Gesinde sogern das Zutrauen der Tochter des Hauses erwirbt, um ungehindert ihren Lüsten nachgehen zu können — Ach! da erfährt das noch unschuldige Kind oft Dinge, die es entweder gar nicht — und das ist unmöglich — oder doch auf eine beßere Art erfahren sollte. Hier war es, wo mein Herz zwar in einer Entdeckung sich glücklich fühlte, über die ich schon so lange nachgedacht hatte — aber die nun auch schon in meinem zehnten Jahre mir einen solchen Reitz verursachte, der für mich für mein ganzes übriges Leben, den traurigsten Einfluß, die bedaurenswürdigsten Folgen hatte.

Ver-

Verfluchen mögte ich, in den Abgrund verfluchen mögte ich, alles, was sich in Maßen hindrängte, um mein Elend zu bilden. Aber sollte es nicht tausenden meiner Schwestern eben so ergehen.

Meine Eltern waren ausgereiset — und ich mit dem größten Scheusal der Menschheit allein. Wir begaben uns auf ein Zimmer, auf welches wir uns einschloßen. So schamhaft ich auch war; so mußte hier mein Gesicht erröthen — als ich sah, daß sich dies Mädchen ganz entkleidete, *) und mir Dinge vor die Augen kamen, die ich nie gesehen hatte. Ich mußte mich auch ausziehen. Meine Schamhaftigkeit kämpfte lange wider diese Unsittlichkeit. Aber — was half mein Sträuben. Die Vorstellungen des Mädchens gewannen so viel Gewalt über mich, daß ich endlich nachgab. Wir sprangen nun da — es war eben ein sehr heißer Sommertag — herum,

*) Mir sind mehrere Beyspiele bekannt, wo solche Spiele der Unschuld von jungen Leuten aus entfernten Fenstern entdeckt wurden. Die Fenster, die Fenster! das sind die Augen des Hauses, wo hinein und herausgesehen wird. Laßen sie doch wenigstens die Gardienen herunter — meine Damen!

Anmerkung des Herausgebers.

um, uud freuten uns, daß wir uns abkühlen konnten. Und nun entdeckte mir dies Mädchen alle nur mögliche Geheimniße der Natur mit den wollüstigsten Stellungen und Geberden.

Was hätte diese Unholde verdient, die sich rühmte, den Tempel der Wollust schon in meinen Jahren betreten zu haben.

Einem noch unschuldigen Mädchen auf eine solche Weise sich zu entdecken — Staupenschlag und Brandmark? Nein! alle Martern und Strafen der ganzen Welt in eins gefaßt, sind lange noch nicht Srafe genug.

Könnte ein Vater, eine Mutter bey der jetzigen üppigen, immer mehr einreißenden von Vater auf Sohn, von Mutter auf Tochter, durch die traurigsten Beyspiele forterbenden, die ganze Menschheit zerrüttenden, entnervenden Lebensart verhindern, daß Kinder nie mit ihrer Entstehung bekannt würden — Könnte man aus den jungen Seelen, den brennendheißen Trieb hinter dies Geheimniß zu kommen, bis zu den Punct, wo es nöthig wäre, es zu wißen, ganz heraustilgen — so mögte es immer mit dem Wohl der Menschheit bestehen können. Aber — da dies unmöglich ist; so mögte ich für das Glück der ganzen Welt hiemit den Wunsch thun:

Väter,

Väter, Mütter! macht eure Kinder, so früh ihr könnt, mit ihrer Entstehung bekannt. Warum sollen natürliche Dinge Geheimniße für sie seyn — die sie dennoch früh genug auf eine für die Eltern und noch mehr für die Kinder unverantwortliche Art erfahren. Warum sollen Erdichtungen — oft so unkluge Erdichtungen, die zu läppisch sind als daß ich eine davon anführen mögte — mit den lächerlichsten Farben aufgetragen, wobey das Kind den Vater, der Mutter oder den andern Menschen, die unberufen dies Geschäft übernehmen, die Lügen aus den Augen lesen kann, die Stelle der Wahrheit einnehmen? Warum sollen so manche Kinder dadurch ein größeres Zutrauen zu den Dienstboten als zu den Eltern bekommen? *) Ist euch diese Wahrheit durch mein Beyspiel noch nicht einleuchtend genug; so vermag ich sie euch nicht klarer zu schildern.

Aber diese Erklärung geschehe mit der ganzen Würde, die sie verdient; auf eine der Natur

*) Herr C — war ganz zufrieden, als ich ihm diese Stelle vorlaß. Er äußerte mir selbst, daß er in seiner Jugend über nichts mehr nachgedacht, als über seine Entstehung — und ich gebe ihm und der Verfaßerin meinen völligen Beyfall.

der Sache angemeßene Art. — Man sey nicht mehr so geheimnißvoll bey den Geburten der Thiere. Man laße ihnen erst diese sehen, und mache ihnen dabey keine Märchen vor. Denn die Eltern verlieren immer sehr, wenn Kinder dergleichen zufälligerweise zu sehen gekommen — und wo sind sie vermögend, Begattungen oder Geburten ihren Augen ganz zu verbergen — und wie wollen sie es den anfangen, die Wahrheit zu überschleyern. — Dann gehe man von dieser Erklärung zu jener über. Kinder werden dann mehr Zutrauen zu ihren Eltern haben; ihre Liebe für sie wird dadurch zunehmen; Sie werden dann nicht beständig Grübeln; mit ihren Gespielen sich auf eine lächerliche Art über diese Materie unterhalten; nicht zu dem Gesinde ihre Zuflucht nehmen ꝛc. Vorzüglich muß die Neigung für die Mutter unendlich gewinnen.

Doch genug hievon. Nur das einzige noch. Zu früh auf diese Art mit einem Kitzel vertraut, den ich schon so lange in meinem Innern fühlte, nährte ich die Wollust in meinem Busen, und erstickte fast unter diesen nahmenlosen Gefühlen von Reitzen, deren Befridigung ich noch so ferne sah.

Man begieng meinen Zwölften Geburtstag so feyerlich, daß ich gar nichts ähnliches sah. Alle jungen Leute der Gegend — alle Bekannte und Freunde meiner Eltern wurden dazu eingeladen. Ich hatte schon eine ziemliche Größe erreicht, wie es denn allen Mädchen so zu gehen pflegt, die zu früh reifen. — Hier war nun des Lobes kein Ende. Alles mußte dazu beytragen. Mein schönes neues Kleid, meine Spitzen, kurz mein ganzer Schmuck — und nun mein Körper, mein Gesicht bis zum Fuß, das Haar und die schönen blauen Augen nicht zu vergeßen. — Und nun giengs über meine Seele her. Witz, Verstand, Scharfsinn — alles mußte die Runde paßiren. Ich war bescheiden genug, wenigstens äußerlich alles für Komplimente zu nehmen — aber im Innern hatte mir Vater, Mutter, Spiegel, Einbildung — alles zu laut gesagt.

Anfangs war die Gesellschaft sehr sittig. Alles saß eine Zeitlang steif und pedantisch. Nachdem aber alle Formalitäten abgemacht waren, alles genug bewundert war, und man wenig Stoff mehr zur Unterhaltung hatte — denn so viel man auch ließt; so viel scheint es mir doch, daß man den eigentlichen Zweck ganz verfehlt. Der größte Theil der Menschen ist abgestumpft,

stumpft, entnervt, ließt nur, um sich zu zerstreuen, und wißen vor aller Zerstreuung nicht, was sie gelesen haben — ward Wein hergegeben. Man handelte hier nun noch die Lehre vom Wetter, von guten und bösen Zeiten, vom Krieg und Frieden; die Nouvellen des Tages nach steigender oder fallender Linie gehörig ab, und nun — sie kennen ja den jetzigen Ton der Welt! — giengs über den lieben Nachbar, den Bruder, den Freund her. Nachdem man einem jeden sein Recht oder Unrecht hatte wiederfahren laßen, und die — besonders weiblichen — Zungen des Geredes, Geträtsches, und Geklatsches müde waren, rangierten sich die Alten zu den L' Hombre und Quadrille — tischen — eine Art, wo man den Conversationsgeist eben nicht anzustrengen braucht. Die jungen Leute entledigten sich des Zwanges und giengen in den Garten. Hier waren nun diese Menschen ganz anders als in der Gesellschaft. Hätten sie sich da noch bescheiden ausgedrückt, nur zuweilen mit kleinen Blümchen aus den anmuthigen Gefilden der Wollust um sich geworfen, so wurden hier beyde Geschlechter ganz ausgelaßen — hier flogen ganze Sträußer. Noch nie hatte ich eine solche ausschweifende Lustigkeit unter jungen Leuten wahrgenommen. Ich hatte aber auch noch nie so viele junge Leute bey einander gesehen. Vorher war ich bloß in ein-

einzelnen Gesellschaften gewesen, wo fast immer die Eltern gegenwärtig waren. Heute war dieser Tag bloß mir zu Ehren angestellt. Das gab nun eine Weile Stoff zur Unterhaltung. Nach einiger Zeit, wo wir uns ganz im vertraulichen engen Zirkel gestellt hatten, gieng es an ein so unbarmherziges Küßen, daß ich dadurch in eine Art von Taumel gerieth, der mich fast sinnloß machte.

Jünglinge! auch ihr flößtet hier Triebe in meine Brust, Empfindungen — goßet ihr schon so frühe in meine junge Seele, wofür ich euch gar nicht danken kann — ob mir gleich damahls nichts angenehmer war.

Was durch Braut und Bräutigam, durch Hochzeitsspiel begann; was durch Verzärtlung im Essen und Trinken, Entziehung der frischen Luft, durch Nährung des Eigensinns, durch den in mir zu früh erweckten Hang zur Eitelkeit fortgeführt wurde; was die häßliche Dirne mir entdeckte, was die Einbildungskraft mir noch mehr ausmahlte; was mein feuriges Temperament in mir so früh zur Reife kommen ließ — das vollendetet ihr durch eure Küße.

Unter tausend Glück- und Segenswünschen für mein künftiges Wohl brach die Gesellschaft, nachdem wir Pfänder, Räthsel- und Fragespiele gespielt hatten, wieder auf.

Was vor Bilder von meiner Größe schwebten mir nun in meiner Einsamkeit vorüber! Was für Früchte von der heutigen Erndte! Die feurigsten Bilder der Einbildungskraft umschwebten mich mit den entzückendsten Gaukeleyen der Jünglinge, die mich heute so sehr geschmeichelt und noch mehr geküßt hatten. Mein höchster Wunsch war, diesen Tag oft zu erneuern. Ich bat meine Mutter, mich oft in solche Gesellschaften zu führen, die denn zu meinem größten Verderben alles einwilligte, was ich wünschte. Ich durfte selbst ohne sie ausgehen.

Aber wußte ich, daß solche Geselschaften so verderblich wären?

Eltern, wollt ihr gute Kinder erziehen — Bessert sie nicht durch Moralisiren. Dies taugt zu nichts. Sie geben auf eure kleinsten Handlungen acht, wenn ihr mit eurer Predigt fertig seyd. Sehen sie denn, daß ihr ganz anders denket

und handelt, was sollen sie von euch halten? Durch euer ganzes Privatleben sucht sie zu guten Menschen zu bilden — das ist meistens alles, was ihr könnt. Laßet eure Regeln, die ihr gebt, immer mit euren Handlungen übereinstimmen. In Gesellschaften sowohl als wenn ihr allein seyd, wo ihr euch befinden möget, immer denkt: Kindern ist man die größte Achtung schuldig. Was hilft es wenn ihr über Triebe scheltet, wobey ihr zu einer andern Zeit, wenn die Rede davon ist, mit den antheilnehmendsten wonneäußernden Blicken, mit den unzweydeutigsten Worten das Gegentheil zu erkennen gebt. Wenn ihr sagt: Du sollst niemand lästern — und wenn sie dies in allen Gesellschaften von euch selbst sehen. Wenn Vater und Mutter sagt: Du darfst nicht küßen: und wenn ihr dies selbst, — — — — ja noch mehr thut. Was helfen diese Lehren? Nichts. Das Kind bildet sich nach den Gesellschaften, nach den Menschen, mit welchen es umgeht, nicht nach steifen moralischen Regeln.

Macht ihr ihnen Vorstellungen über diese oder jene wichtige Dinge; so geschehe es immer mit einer gewissen Würde — und vor allen Dingen laßt es eure Kinder nie sehen, daß ihr gegen die ersten Regeln, die ihr ihnen gebt, Verstoßen begehet.

Führet

Führt die Kinder nicht zu früh in Gesellschaften, wo sie etwas bedeuten sollen. Immer mögen sie in unsrer Gesellschaft erscheinen. Nur Jünglinge, schont die jungen Mädchenseelen und vergiftet sie nicht durch eure übertriebene Schmeicheleyen, noch weniger durch eure zu insolente Zudringlichkeit, durch eure Ueberströmungen mit Liebeserklärungen und Küßen. Die Mädchen sind die schwächsten Geschöpfe. Küße mögen euch immer erlaubt seyn; Küße, wie die Freundschaft sie giebt, aber nicht — wie die heftige, leidenschaftliche Liebe; Küße, die unser ganzes Blut in die heftigste Wallung setzen; die uns in eine Art von entzückender Ohnmacht setzen — Diese Nervenerschütterung ist zu stark. Schont der Schwäche eurer Mädchen und seyd bescheidener, edeldenkender. Zeiget auf eine andere Weise eure Verdienste, eure Würden und ihr verdient dann höhere Achtung.

Meine Mutter brachte mich diesen Abend selbst zu Bette, und half mich auskleiden. Sie hatte dies schon oft aus Zärtlichkeit gegen mich gethan; so das ich es schon ganz gewohnt war. Aber — wie erschrack ich: als sie mir auch das Hemde so geschwind vom Leibe zog, daß ich

selbst nicht wußte, wie mir geschah. Und nun? welche Schwachheit! war des Bewunderns kein Ende über meinen Körperbau. „Meine Minna! welch ein Wuchs! Du Engel in Menschengestalt!„ Denken sie sich das Entzüken hinzu, womit diese Worte ausgesprochen wurden.

„Zum wenigsten mußt du einen Hofrath — oder einen Edelmann heyrathen. Für alles übrige bist du zu gut.„

Soll man einer Mutter nicht glauben!

Genug bewundert zog sie mich wieder an. Ich legte mich mit diesen schönen Phantasien von Hofrath und Edelmann zu Bette. Und — nun ward eine geraume Zeit von nichts als Hofrath und Edelmann geschwatzt, als wenn das die größte Erdenglückseligkeit wäre. Wer nur im Hause Geschichtchen vorzubringen wußte, daß dies — des — oder das Mädchen einen Edelmann geheyrathet, der tischte mir diese Schmeicheleyen auf, die ich mit dem größten Appetit einnahm.

So viel Verstand ich auch hatte; so lief doch die Eigenliebe oder die Einbildung mit ihm davon. Und wie konnte das anders seyn? Wer hat

hat nicht Mitleiden mit mir? Und wie viele gute Mädchen erfahren bey ihren Eltern das nemliche Schicksal. Sie sind warlich die Begründer aber auch die Untergraber des Glücks ihrer Kinder. - Bedarf es eines klarerm Beweises als mein Beyspiel.

Durch diese Träume von schwindelnder Höhe meines künftigen Glücks, erlosch denn die Liebe, die so heiß und feurig war, gegen diejenigen mit denen ich aufgewachsen war, und womit mich mein Vater oft copulirt hatte, sehr bald. Man hatte jetzt nicht mehr nöthig, mir viel davon zu sagen. Fritz, einer der vorzüglichen Nachbarskinder, den ich vorzüglich meiner Liebe würdigte, und der mich gewöhnlich Abends im Hinterhofe fand, wurde auch abgedankt. Als er mir Vorwürfe darüber machte, lachte ich ihn hönisch aus, und gab ihm geradezu seinen Abschied voll von lauter hohen Gedanken.

Ich kam nun schon öfter in Gesellschaften. Die Aufmerksamkeit aller, besonders der jungen Leute war einzig auf mich gerichtet. Ich wurde

die

die Schmeicheleyen so gewohnt, das ich alles für baar annahm. Natürlich theilte ich wieder aus und jemehr ich austheilte, desto mehr freute man sich. Kurz ich zog die Herzen aller an mich, und wußte mich unter den jungen Leuten so zu betragen, daß sie allesamt zufrieden waren. Wenigstens suchte ich es mit Niemandem zu verderben. Weil nun alles um meine Gunst buhlte; so war der größte Theil der übrigen Mädchen oft ohne alle Unterhaltung, wenn alles um mich her war. Das erregte nun freilich den Neid meiner Mitschwestern — allein stolz auf meine beständigen Siege achtete ich ihres Neides nicht: ja es gefiel mir so gar, wenn ich so viele Anbeter um mich sah. In meinem vierzehnten Jahre hatte ich schon mehrere Liebhaber, die mir ihre Liebe wirklich erklärt hatten, und denen ich Liebe zugesagt hatte, ohne Vater und Mutter Wissen. Denn wer wird solche Geheimniße den Eltern anvertrauen.

Länger als zwey Jahre wußte ich zwischen diesen Liebhabern eine solche Rolle zu spielen, daß keiner von dem andern es erfuhr, keiner hinter diesen Spaß kam. Und zwar auf folgende Art: Wenn ich mit dem einen sprach; so bat ich ihn, es doch ja dem Herrn — — nicht zu sagen, weil jener mit Vater und Mutter so gut

daran wäre, daß er es sogleich den Eltern hinterbringen würde. Eben so machte ich es, wenn ich mit dem andern in Gesellschaft, oder auf einem einsamen Spatziergange zusammentraf.

Doch man bemerkte endlich meine Eroberungssucht, und — ich sah es augenscheinlich, daß die Liebe dieser Herrn etwas nachließ. Ich gab ihnen den Abschied — weil ich die Veränderung liebte, und andere drängten sich wieder in ihre Stelle.

So wechselte ich mehrere Jahre. Und wenn ich auch für einen Gegenstand die heftigste Zuneigung fühlte; so waren diese Gefühle doch nie von langer Dauer. Gegen mein zwanzigstes Jahr hatte ich gewiß schon mehrere Dutzend Liebhaber gehabt.

Eine Scene bleibt mir doch noch immer spaßhaft und lächerlich, so oft ich daran denke. Sie giebt einen Beweiß ab, wie dreist die Herren werden, wenn man ihnen erst einige Freiheiten erlaubt. Zur Warnung meiner jüngern Mitschwestern muß ich sie mit hieherstellen; Da sie bekannt ist, und ich es mir einmahl vorgenommen habe, nicht à la Rousseau, sondern wahre Bekenntniße zu schreiben; so kann und darf ich sie nicht verschweigen.

Herr

Herr $\frac{X}{Y}$ und Herr $\frac{Y}{Z}$ waren eines Nachmittags bey mir zum Besuch. Meine Eltern waren eben ausgereiset. Wir gingen eine Zeitlang im Garten spatzieren und setzten uns nachher in eine recht dunkle Laube. Erst gab es wie gewöhnlich die ausgesuchtesten Schmeicheleyen; darauf überströmten sie mich mit Küssen. Ich erwiederte sie. Jetzt vergnügten sie sich wechselseitig am wallenden Busen. Ich war schon nicht mehr vermögend, zu widerstehen. Zehnmal lief ich weg und eben so oft holten sie mich wieder. Jetzt wußte eine Hand sich so geschickt zum Tempel der Cythere zu schleichen, und so geschwind durch alle die verdeckten Schlangenwege dahin zu kommen, daß ich mich wunderte. Nicht lange — und eine zwote Hand begegnete sich auf eben dem Wege. Die Hände flogen geschwind auseinander. Die beyden Herrn sahen sich einander lächenld an — und ich selbst mußte mit einstimmen.

Mütter! eure besten Töchter, ohne eure Aufsicht sind sie in den Händen der euch noch so artig scheinenden Mannspersonen besonders in den jetzigen verfeinerten Zeiten — in der größten Gefahr verführt zu werden. Ihr könnt nicht achtsam genug seyn. Vergesset eure mütterlichen Lehren nie. Fangt schon früh an, ihnen

zu sagen, daß nicht alles unschuldig sey, und zeiget ihnen, was aus unschuldig geglaubten Dingen durch die Folgen entstehen kann, wenn leidenschaftliche Menschen die schwachen Augenblicke nützen. Sagt nicht: Meine Tochter soll so und so alt werden. Verheirathet sie anständig; so früh ihr könnt: dann seyd ihr einer großen Sorge überhoben.

Nun kamen wirkliche Freyer, die um meine Hand warben. Zuerst ein Amtmann, der schon drey Frauen gehabt hatte und ein geiziger Filz war. Meine Abneigung war von jeher gegen ihn so groß, daß ich ihn platterdings ohnerachtet seines launigten Wesens und seines allerliebsten Bauches nicht leiden konnte. Da er ohnehin Titulair-Amtmann war, er schon einige Jahre mit einer Köchin allein Haus gehalten hatte und schon über die funfzig hinaus war; so ließ ich mich an diesem Tage außer der Tischzeit gar nicht sehen. Er erhielt von meinen Eltern die Abfertigung.

Das sonderbarste war, daß ich einen jeden unverheuratheten, der meine Eltern in dieser

Zeit besuchte, für einen Freyer hielt. So eingebildet ist wohl fast jedes weibliche Wesen in solchen Jahren. Aber woher? Weil Vater, Mutter und Gesinde dann von nichts als Freyern sprechen.

So sollten Herr D. F. Herr X —, Herr U, Herr S — und mehrere andere bloß in der Absicht gekommen seyn. Man schob alles das, was nicht geschehen war auf die zu wenige Dreistigkeit dieser Leute, die sich für Körbe gefürchtet hätten.

Mehrere Monathe vergiengen. Es kam ein junger Prediger von höchstens 21 Jahren. Kaum daß der Bart seine ersten Spuren zeigte, wollte er bey dem größten Unsinn, den er aller Orten zu Tage legte, für das Oraculum seiner Zeit gelten. Er warb um Minna. Allein — er predigte durch die Fistel, hatte nichts gelernt, womit er sich durch Anstand einer Gesellschaft zeigen oder erträglich machen konnte. Weder Körperbau noch Geistesgröße hatten irgend etwas Empfehlendes. Minna hatte von jeher eine Abneigung für den geistlichen Stand — also Gründe genug, warum dieser junge Mann, der bey seiner Jugend dennoch einzig auf Geld sahe, auch hier — wie schon an mehreren Orten einen Korb bekam.

Je mehrere Körbe ich austheilte, desto hö-her wuchs die Meinung von mir.

Wer pocht?

Ein Doctor. (tritt mit einer gravitätischen Miene herein ein kleines dickes Männchen, schwarz wie die Nacht, in der Hand einen großen Beutel mit Geld, den er auf den Tisch setzte.)

D. Mamsel wollen Sie mich haben?

Minna. Das ist viel gefragt.

D. (Schüttet den großen Beutel mit Louis d'ors aus). Sehen Sie, so viel habe ich in einigen Jahren mit meiner Praxis verdient.

M. — Und verwahrt? Ja! Sie sind ein berühmter Mann.

D. Gewiß keiner berühmter in der ganzen Gegend. Bin ich doch neuerlich erst noch nach Constantinopel zum Sultan berufen. Die russische Kayserin hat es mir schon zweymahl angeboten, ihr Leibarzt zu werden. Aber nein!

M. Das ist sehr viel.

D. Nun wie gefällt ihnen denn das Geld?

M. Wie mir der gefällt, der darin einen so großen Werth zu setzen scheint.

D. Also — wie ich sehe, schlagen Sie meine Hand aus?

M.

M. Von ganzem Herzen.

D. Muß doch sehen, wo ich eine Frau bekomme. Vierzig Jahre ohne Frau gelebt; so wäre es doch endlich Zeit. — Nun! Noch einmahl wollen Sie?

M. Nein.

D. Aber wenn es ihre Eltern zugeben wollen? —

M. Auch dann nicht. (Geht mit Kopfschütteln ab).

Mein beständiger Hang zu Veränderungen ließ mir so ganz das Lästige des Ehebandes fühlen, noch mehr die so vielen unglücklichen Ehen, die ich bis dahin schon in der Welt wahrgenommen hatte; eben so sehr die nicht realisirten Ideen, so mancher meiner Mitschwestern, die dies Band so ganz einschloß, um des Lebens Unterhalt mit verdienen zu müssen. Ich hatte nie Lust gehabt mich zu beschäftigen, war von Jugend auf an keine Arbeit gewöhnt, — wollte immer täglich an Lustparthien Theil nehmen und so das menschliche Leben hindurch führen. Bestimmt für einen Edelmann, hatte mich meine

zu zärtliche Mutter nie in die Küche geführt, noch weniger mit Haushaltungsgeschäften bekannt gemacht — als ich so ganz von ohngefähr mit dem Herrn v. — einst in Gesellschaft zusammen traf. Er hatte so viel von mir gehört, schon so oft meine Bekanntschaft gewünscht, daß er sich sogleich zu mir wandte, mir mit den elegantesten Liebkosungen und Schmeicheleyen seine ganz ausserordentliche Hochachtung betheuerte, nicht lange darauf, da ein Spatziergang vorgeschlagen wurde, mir seinen Arm reichte und — küßte. Wie quoll mir mein Herz. So wenig auch übrigens sein Herz zur Liebe gestimmt zu seyn schien, so sehr mußte er in meiner Röthe, in meinen Busenwallungen, in meinem Händedruck, in meiner Verlegenheit, fühlen — was in meinem Innersten vorging.

Was war natürlicher als dies. Denn das war ja doch nun der eigentliche Geliebte.

Ehe ich weiter gehe, muß ich etwas von diesem Jünglinge sagen.

Herr v. — war von Gesicht einer der häßlichsten jungen Leute, die je mein Auge sah. Aber das von spielte mir und meinen Eltern einen sonderbaren Streich. „Wie kann Minna einen solchen Menschen lieben?“ hieß es durchgehends.

gehends. Ich wähnte unter dieser Sprache den grinsenden Neid — — und fand bald Behagen an ihn, weil mir seine Sprache, sein Wesen, seine Schmeicheleyen gefielen. Er war überdas von eine sehr großen uralten adelichen Familie, war ein sehr reicher und geschickter junger Mann und was dergleichen mehr war.

Vater, Mutter, Gesinde, alles, alles sagte: Das ist er. Alles suchte dazu beyzutragen, mir ihn angenehm zu machen. Er wurde oft zu uns eingeladen, und ich — suchte ihn durch meine Verschlagenheit dahin zu leiten, daß er mir seine Hand versprach.

Ich zwanzig — er siebenzehn Jahre. Ich schon lange dem ehelichen Bande entgegengereift — er erst in Begrif auf Universitat zu gehen. Drey Jahre. — — Eine Ewigkeit für eine Liebende, und dennoch in den Augenblicken des Leichtsinns kaum so viele Tage. Ich dachte an keine Hindernisse. Denn, was denkt sich die Liebe nicht möglich. In keiner Zeit werden wohl größere Luftschlösser gebauet als in der Zeit der Liebe.

Mein Putz stieg mit jedem Tage. Was die Mode nur Neues zu erfinden vermogte, das

war sogleich in meinem Besitze. Weil meine Eltern ein ziemliches Vermögen hatten, ich das einzige Töchterchen war; so konnte das recht gut geschehen. Und am 21sten Geburtstage bekam ich zur Ehre des Hrn. v. — eine goldene Uhr. Froher konnte keine Königin seyn als ich an diesem Tage. Denn einen Geliebten von — zur einen und eine goldene Uhr zur andern Seite, das sind doch gewiß Dinge, die einem jungen Mädchen ganz außerordentlich gefallen.

Auch ließ es der junge Herr von — an nichts fehlen, mich mit artigen Sachen, Bändern, Fächern, Ringen u. d. g. zu beschenken.

Aber — was geschah?

Ein Donnerschlag für mich. Als wir eben in den besten Minnestunden die Freuden der Liebe genossen, kommt ein Wagen mit sechs raschen Pferden und reißt meinen lieben von — von meiner Seite. Ein neuer Donnerschlag. Des andern Tages kömmt ein Brief an mich. Ich erbreche ihn, und der Inhalt war:

„Minna! Du bist für mich auf ewig verloren. Durch heilige Schwüre und Versicherungen mußte ich es meinen Eltern zusagen, unsere Verbindung auf ewig aufzugeben. In kurzer Zeit werde ich * * * verlaßen und zur Universität gehen“.

Kaum

Kaum hatte ich diese Zeilen gelesen, als ich in Ohnmacht zur Erde sank, wo man eine geraume Zeit anwenden mußte, um mich erst wieder zu mir selbst zu bringen.

Alles staunte nun hoch auf über diese veränderte Scene. Vater, Mutter — stunden wie versteinert und hatten sich das nicht träumen laßen. Wer nun den Amtmann, den Doctor oder den Pastor hätte haben können? Aber da war es zu spät.

Er hatte eine Schwester, mit der ich correspondirte, und die nachsichtig genug gegen unsre Lieblingsneigung, unsere Correspondenz beförderte. Wir hatten wenigstens alle Woche Gelegenheit uns auf diese Art, von Rendezvous u. d. gl. Nachricht zu geben, uns in englischer und französischer Sprache allerley Angenehmes zu sagen. Unglücklicherweise war ein Brief zuerst in die Hände der Eltern gerathen, woraus sie unsern ganzen Plan entdeckten.

Ich fluchte dem Schicksal. Doch tröstete ich mich bald — mit so manchen Stellen aus schönen Romanen wo der gegenwärtige Fall nur unter die alltäglichen gezählet wird.

Was ich einzig thun konnte, war, daß ich in empfindsamen Ausströmungen es ihm wenig-

stens so gefühlvoll schrieb, als wenn meine Empfindungen Wahrheit an der Stirne trügen — ob sie es gleich nicht waren. Ich that, als wenn ich mich umbringen wollte, beschwor ihn, nicht unbarmherzig, nicht grausam zu seyn, — aber mein Herz war bey diesem allen kalt, recht wie das Herz einer Romanheldin seyn muß.

Es giebt ja der Herren von — noch mehrere, dachte ich.

Ich bestellte ihn an einen dritten Ort. Er erschien. Aber er war nicht mehr der ehemalige feurige Liebhaber. Eiskälte hatte sein Innerstes eingenommen. Man hatte seinen Adel pikirt. Und — ich wurde für diesen Spaß eine Zeitlang das Mährchen der Gegend.

Hatte man mich vorhin insgeheim eine Koquette genannt; so sagte man es nun allenthalben laut. Und die Fama, die nur — wenige Fälle ausgenommen — zu richtig urtheilt, hatte ganz recht. Denn Eroberungen machen, die Zahl der Anbeter vermehren, war das Triebrad aller meiner Handlungen.

Aber ich ward auch dafür bezahlt.

Denn ich sahe, daß alle meine Mitschwestern von meinen Jahren, über die ich in meinem Herzen so oft gespottet hatte, die eine an

diesen,

diesen, die andere an jenen Herrn, die zum Theil meine Anbeter gewesen waren, sich verheyratheten, und wenn sie auch nicht alle glücklich waren, doch wenigstens Männer bekamen.

Jetzt fühlte ich mehr als jemals einen Hang zu einem festern Eheband. Des beständigen Schwärmens von Blume zu Blume war ich müde. Aber ich hatte zu lange gewartet, zu viele brave Menschen geneckt. Dafür mußte ich nun wieder büßen. Ach! das Vergeltungsrecht bleibt nie aus! In Gesellschaften bekümmerte man sich wenig um mich. Die Complimente der Herrn schienen mir jetzt mehr Persiflage als Wahrheit. Ich zog mich also zurück und fieng an, einige Zeit mit dem herbesten Kummer in meine vergangene Lebensart zurück zu denken, die doch einem rechtschaffenen Mädchen eigentlich keine Ehre macht. Mehrere Monate brachte ich allein zu, härmte mich zusehends ab: Mißmuth trat an die Stelle der vorigen Heiterkeit — und gewiß, niemand fühlte sein Elend stärker als ich. Ich saß ganze Tage und weinte. Aber — die Reue kommt immer zu spät. Und welcher Sünder wüßte keine Ausflüchte!

Meine Eltern, die doch eigentlich die Urheber dieser Leiden waren, wußten nicht, wie

sie

sie mich aufmuntern wollten. Sie wandten alles an. Aber vergebens.

Ein junger Fähnrich, dessen Eltern gestorben waren, brachte jetzt zum Erstenmal seine Urlaubszeit bei uns zu. Was die Natur schönes hat, sah man an diesem Jüngling. Schöner Wuchs; das schöne rothe Kleid; sein artiges Wesen in Gesellschaft brachte ihm die Liebe aller zuwege. Aber er war der wildeste, ausschweifendste Wollüstling. Der fehlte nun noch, um mich vollends zu Grunde zu richten.

Seine Verwandschaft gab ihm alle Erlaubniß zu jeder Zeit des Tages bey mir im Zimmer zu seyn, und weil ich so traurig war, war er immer beschäftigt, mich aufzuheitern. Er hatte die Verstellungskunst so sehr in seiner Gewalt, konnte den rechtschaffenen, sittigen, tugendhaften Mann so artig herausheucheln in Gegenwart meiner Eltern und anderer Menschen, daß man sich wundern wußte. Da er aber bald merkte, wo es mir saß; so machte er in meiner Gegenwart den leichtsinnigsten Jüngling. Was war nun natürlicher, als daß wir zu vertraut wurden, da er nur Fähnrich war, und ihn das Schicksal ohnehin so schlecht bebacht hatte; so konnte keine nähere Verbindung unter uns bestehen. Er gieng zum Regiment — und ich mußte, so bald als mög=

möglich, ehe die Spuren unseres Umgangs zu sichtlich wurden, zu meinen Verwandten reisen, die mich nun freilich sehr gütig behandelten, es doch aber nicht ganz verhindern konnten, daß meine Umstände ruchtbar wurden, obgleich der Ort mehr als zwanzig Meilen davon entfernt war.

Dahin war nun mein guter Ruf — mein Glück auf ewig verscherzt. Die Rosenwangen waren hingeschwunden, hingewelkt die Blüte meiner schönsten Tage. Von Jugend auf zum höchsten Leichtsinn, zur Flatterhaftigkeit geneigt, von Eltern, vom Gesinde, von Jünglingen, von alle den unzähligen Triebfedern des Schicksals so geleitet, schien ich nicht fürs eheliche Leben bestimmt zu seyn. Der tödtlichste Schlag, der mich treffen konnte, war der: Meine Eltern starben in kurzer Frist nach einander, mehr aus Gram über meinen Zustand als aus natürlichen Ursachen, und ließen mich nicht in solchen glücklichen Umständen als ich und die ganze Welt dachte. Zu meinen Verwandten zu gehen, hatte ich keine Lust. Ich begab mich also in eine Stadt, und weihete mich öffentlich dem Putz, und insgeheim den Galanterien. Denn ich wollte doch nun auch gern auf irgend eine Art der Welt genießen. „Giebt es doch so viele, die denselben Weg gehen um sich schadlos zu halten.“

Die-

Dieser Gedanke war es einzig, der mich für diese niedrigste Lebensart bestimmte. Wie wünschte ich daß ich sie nie betreten hätte. Denn mich eckelt für mir selber. Ich kann und darf meinen Zustand nicht näher detailliren. Nur das einzige muß ich noch hinzufügen: daß ich gewiß glaube: daß wir es sind — wir Buhldirnen, die vieles vieles Unglück in der Welt anrichten. Denn wir befriedigen nicht nur die üppigen und wollüstigen Jünglinge und Männer — Nein! wir rauben so manchem braven Weibe ihre Freuden, machen den Mann gleichgültig gegen seine Frau und Kinder, gegen häusliche Freuden; rauben dadurch so manchem redlichen Mädchen einen Mann. Denn gewiß tausend und aber tausend Männer würden heyrathen, wenn sie auf keine andere Art ihre Naturtriebe befriedigen könnten.

Da haben sie meine Lebensgeschichte. Sehen Sie darin einen Spiegel so mancher junger Frauenzimmer, denen es eben so geht. Erst wollen sie hoch hinaus, kleiden sich immer über ihren Stand, wollen sich höher schwingen als die Flügel sie zu tragen vermögen; und verbrennen sich an den Sonnenstrahlen — aus keiner andern Ursache, als weil einmahl, unter tausend Beyspielen eins, ein

Ca-

Cavalier eine solche Person heyrathete. So manches Mädchen wird über diesen Wünschen und Hofnungen alt, genießt nun ihr Leben, so gut sie kann, und — stirbt am Ende in der Charite!

Lieben Mädchen! lernt aus dieser Geschichte bescheiden jede den Stand ehren, worin sie gebohren ist. Streben nach Größe liegt zwar in unsrer Natur — aber suchet mehr Geistesgröße, als Größe im Flitterstaat, wodurch ihr euch über andere emporschwingen wollt. Der niedrige Haufen begaft, beneidet und beklatscht – der höhere bemitleidet euch. Jedes Mädchen kann in seinem Stande glücklich seyn. Widmet euch, jede in ihrer Art demselben. Seyd sittsam, bescheiden; nicht flatterhaft, zudringlich — und es kann nicht fehlen, daß ihr nicht alle glücklich seyn solltet.

Ferner: Seyd strenge gegen alle Mannspersonen ohne Ausnahme. Erlaubt ihnen auch nicht die kleinsten Freyheiten. Sie gehen immer weiter und dann müßt ihr ihnen alles zugeben. Und dies letztere möchte ich behaupten, ist die größte unter allen Ursachen, warum unsre jungen Leute nicht heyrathen. Ich weiß es aus einer traurigen

Er=

Erfahrung. Können die Herren ihren Hang auf diese Weise befriedigen, werden sie heyrathen? Sie müßten Thoren seyn, da sie auf solche Art weit leichter zu ihren Wünschen gelangen können: wenn es nemlich solche Herren sind, die blos darin ihre Zufriedenheit suchen, weder Vaterfreuden noch häusliche Freuden achten — Und ist das nicht, leider! der größere Theil, der so verstimmt ist? Werdet ihr euch dies zur heiligsten Pflicht machen: denn bleibt sicher kein Mädchen übrig, auch das ärmste nicht. Denn für die Gleichheit in der Zahl sorgte weise die Natur.

Die

V.

Die Blumen.

Eine Allegorie.

Es war einmal ein Garten. In diesem Garten stunden viele Blumen, die der Herr des Gartens wenig achtete. Wild ließ er sie wachsen und doch schoßen sie hoch auf vor ihm, so gleichgültig ihm auch diese Blumen waren. Selten gieng er aus seiner Einsamkeit, in die er sich selbst einschloß, hervor, weil er glaubte, daß er durch seine Wartung nicht viel ausrichten würde, indem sie sich schon zu sehr mit wilden Auswüchsen bestaudet hatten — Und wenn er es that; so war doch sein Kopf so voller anderer Ideen, daß er gar nicht, oder doch nur sehr obenhin auf sie achtete. Er war der Meinung: eine gute Blume ziehe sich von selbst. Aber dabey war er doch eines heimlichen Argwohns, daß Einheimische oder Fremde in seinen Garten seine

lieblichen Blumen berochen, betasteten u. d. gl. so sehr, daß er vor der Zeit alt wurde.

Und — natürlich hatten diese Blümlein die nächste Veranlassung zum Argwohn gegeben — sah er denn nun auch einmahl von ohngefähr, daß der Gärtner, oder einer von seinen Leuten, oder gar ein Fremder, den der Gärtner eingelassen hatte, eine von den Blumen betastete, oder beroch; so war er in sich selbst so unwillig, daß er sich vor Unwillen nicht zu lassen wußte. Aber übrigens machte er kein Gehäge um die Blumen, sondern ließ sie frey und offen da vor der ganzen Welt stehen. Die Frau des Gartens, sich selbst genug, stolz auf sich und ihre Blumen bekümmerte sich eben so wenig um die Wartung derselben, als um den Garten.

Die Blumen waren aber sehr wild, und so wie sie heranwuchsen, wurden der wilden Schößlinge und Auswüchse so viele daran, daß es nicht möglich war, auch mit dem besten Willen des besten Gärtners, sie wegzuschneiden. Die ersten Gärtner waren denn auch zum Theil nicht die besten gewesen, und hatten alles so aufwachsen lassen. Dadurch waren sie nun abscheulich stolz und eingebildet worden ob der Schönheit ihres Wuchses, ob der Goldfarbe ihrer Blätter

ter

ter — und mit allem diesen hatte sie doch der Vater der Natur bekleidet. Dem uneingedenk brüstete sie sich über andere hervor, und glaubten, die besten Blumen in der Welt zu seyn; worüber andere, die beßere Gärtner gehabt hatten, und also wie natürlich gar keinen Geschmak an ihren unsittlichen, schaamlosen und flatterhaften Betragen fanden, sie herzlich bemitleideten.

Sie blieben nun aber einmahl bey ihrer Gewohnheit. War der Herr des Gartens zu Hause: so buhlten sie in verstohlnen Standen oder in der Abenddämmerung um die Gunst des Gärtners und der übrigen Hausgenossen, auch der Vorübergehenden. War er aber nicht zu Hause: so buhlten sie Tage und Nächte, luden einen jeden ein, ihren schönen Duft zu riechen, sie zu beäugeln, zu betasten. Es war ihnen sehr gleichgültig, bey allen ihren Stolz und Uebermuth, heute mit diesem, Morgen mit einem andern.

Was geschah nun über alle dem Beäugeln, Befassen, Beriechen?

Die Blumen wurden häßlich, schlaf wurden ihre Blätter, die eins nach dem andern herabhiengen, welk wurden, abfielen. Eingedrückt,

eingeknickt waren ihre Stengel; so daß niemand mehr Lust hatte, zu riechen, zu äugeln, zu tändeln; so viel sie auch einluden.

Zertreten wurden sie am Ende eine nach der andern, so daß sich auch der Herr und die Frau des Gartens darüber ereiferten.

Eini-

Einige
kleinere Auffsäzze
moralischen
Inhalts.

---

1. Henriette, ein Muster weiblicher Schönheit und Vollkommenheit.

2. Ueber voreiliges Urtheil.

3. Die Klätscherin.

4. Lebensregeln nach dem Seneca.

5. Edle Handlung eines Gutsherrn gegen seinen Bauer.

I.

Henriette, ein Muster weiblicher Schönheit und Vollkommenheit.

Leser und Leserinnen! Alles, worauf ihr denket und sinnet, wornach ihr strebet, ist's nicht Vollkommenheit? Ihr sehet, was es auch sey in der Natur, und ihr wünschet die möglichste Uebereinstimmung der Theile zu dem Ganzen. Nach diesem Maasstabe messet ihr die Körper und Seeleneigenschaften aller Dinge. Je näher ihr eine Sache diesem Maasstabe kommen sehet, desto angenehmere Empfindungen macht sie in euren Seelen, desto bleibendere Eindrücke läßt sie zurück; je mehr sich aber irgend ein Gegenstand von diesem Zielpunct entfernt, desto schwächer, kurzdauerender sind die Eindrücke, oft unangenehm; empfindlich; und nur durch lange Gewohnheiten können uns Unvollkommenheiten erträglich werden.

Dies sind Re ultate, die allgemein bekannt sind, die sich auf alles mögliche anwenden lassen,

woraus aber eine sehr wichtige Regel folgt, nicht blos fürs weibliche sondern auch fürs männliche Geschlecht; die zwar bekannt genug ist, die aber doch noch immer die Beherzigung aller verdienet, weil sie zu wenig befolgt wird; nemlich die, die nicht unserm und eines jeden Wahn überlassen bleibt, sondern die auf Grundsätzen beruhen muß: So viel als möglich anerkannte Unvollkommenheiten an sich durch eigene freye unpartheyische Prüfung kennen zu lernen, und dann sich davon zu befreyen suchen.

Dies ist das wahre Studium des Lebens, der einzig mögliche Weg zur Glückseligkeit, den uns auch die Alten vorgezeichnet haben. Wären wir ihm immer treu geblieben; hätten wir uns nicht durch anscheinende Klippen und Steine des Anstosses, durch unsern eigenen Wahn täuschen, uns davon abführen lassen; wäre er uns richtiger, anschaulicher gemacht worden, — dann wären wir sicher auf diesem Wege geblieben — und ein besseres Glück wäre unser Loos. Aber so giebt es nur wenige, die dieses eigentlichen Glücks einer wahren Zufriedenheit geniessen — nur die sind es, die sich immer mehr nach der einzig hier möglichen Vollkommenheit bestrebten. Die Zukunft wird uns wahrscheinlich, bey der jetzigen bessern Erziehung, glücklichere Subjecte liefern.

Da man aber so sehr auf Vollkommenheit und Unvollkommenheit in allen Verhältnissen des Lebens sieht; da der Kenner auch selbst die übertünchten, die Scheinvollkommenheiten leicht von den wahren unterscheiden kann; so wäre es doch sehr zu wünschen: daß ein großer Theil der Menschen, besonders der Mädchen, mehr auf sich achtete. Denn das ist allgemein bekannt und ausgemacht: Daß wir überall aufmerksame Wächter um uns haben, die den geringsten Zug bemerken, der für uns nachtheilig seyn könnte, — und daß das schöne Geschlecht diese Anzahl von Wächtern gewiß doppelt um sich hat.

Wie schön, wie angenehm muß es nicht jedem fühlenden Mädchenherzen seyn, wenn es sich im mindesten keiner eigentlichen Fehler bewußt ist; wenn das einstimmige Urtheil aller dahin ausgeht: dies Mädchen ist Muster weiblicher Vollkommenheit. Mögte es doch viele unter meinen Leserinnen geben, für die ich diese Blätter schrieb, die sich dies bewußt wären, oder die durch ihren Wunsch, und nachher durch Entschliessung und durch wirkliche That, an ihrer eigentlichen Vollkommenheit arbeiten wollten! Mein angelegentlichster Wunsch und die Ursach, warum ich ihnen eine der fürtreflichsten ihres

Ge=

Geschlechts, nicht aus der Romanenwelt, sondern aus dem Leben aufstelle die mir diese Kühnheit gewiß vergiebt, weil sie sieht, daß meine Absicht edel, gut ist. Erreichte ich dadurch nur bey einigen wenigen meinen Zweck, wie unendlich glücklich würde ich mich fühlen, und daß ich ihn bey vielen erreiche, dafür bürgt mir das zum Guten so sehr fähige weich und fühlbar geschaffene weibliche Herz.

Zur Prüfung stelle ich ihnen also ein Mädchen auf, dessen Nahmen sie schon auf dem Titel dieses Aufsatzes gesehen haben. Sie ist die vor Tausenden glückliche ihres Geschlechts, die sich am wenigsten vollkommen dünkt, weil sie immer, aller ihrer Bemühungen ohngeachtet, die Stufe nicht erreichen zu können glaubt, die sie sich zu ersteigen wünscht: die noch immer weiß, wie viel dem Menschen übrig bleibt; die auch beym Lesen dieser Blätter darum nicht mehr und nicht weniger ihre hohe Menschenwürde fühlt, als vorher; die sich weder von einer unmäßigen Eigenliebe, noch vom Stolz oder irgend einer andern Art unglücklicher Leidenschaft, — vielen Mädchen so eigen, — hinreissen läßt, und gerade darum so allgemein beliebt ist.

O daß ich nun Wielands Pinsel hätte, um dies Gemählde in seinem wahrem Glanze darzustel-

stellen! Ich fühle mich wirklich zu schwach; ich zittere, ich mögte gern den Pinsel aus der Hand legen. Aber die Staffeley steht vor mir, schon ist das Tuch aufgespannt, der Grund gelegt. So viele Genien freundlicher Mädchen, die zum Theil gut sind, zum Theil gut werden wollen, flüstern mir zu, und flößen mir Muth ein — Es sey also!

Henriette ist eine schöne, ächte, hellglänzende Perle in der Krone weiblicher Schöpfung. Wo sie ist, verdunkelt ihr Glanz alles um sie her. Alles bestrebt sich um die Wette, ihr Huldigung zu leisten. Sie hat aller Herzen in ihrer Gewalt, und — es ist viel gesagt, aber eben so wahr, — ich stehe ganz, wie alle, die sie kennen, für die völlige Wahrheit dieser Behauptung — Denn dies, wie alles, was ich über diesen herrlichen Naturgegenstand sagen werde, ist nicht blos mein Urtheil, meine Meinung, sondern es sind genau geprüfte und entwickelte Resultate aus den Urtheilen anderer; — bey allen ihren, vor andern hervorstechenden, Eigenschaften hat sie keine einzige Feindinn oder Neiderinn. Ein richtiger Grund, der alle meine Leser und Leserinnen für sie und für die Wahrheit meiner herzigen Erzählung, wie für ihre Liebenswürdigkeit einnehmen muß. Ich war nicht

nicht erst Wochenlang ihr Beobachter, schrieb nicht die ersten Empfindungen bey den ersten Eindrücken nieder. Nein! ich lernte sie in verschiedenen Verhältnissen kennen, sah sie seit mehreren Jahren ihrem schönsten Alter entgegenreifen. Und immer sah ich sie sich selbst so gleich. Nie hab ich, sowohl unter Bekannten als Unbekannten, je etwas Nachtheiliges von ihr reden hören.

Dergleichen Urtheile sind in Gesellschaften nicht selten, wo man gradezu über jeden spricht, Vergleichungen anstellt, zwischen den Gegenständen derselben das Gute lobt, das Unanständige tadelt. Diese Urtheile sind wirklich gut, keine Verläumdungen. Sollten auch manche schief ausfallen; so kann man doch mit unter manche Belehrung austheilen, die wohlthätig wird, und — ein vernünftiger Mann oder ein vernünftiges Frauenzimmer wird nie anders tadeln, als nur aus dem wichtigen Grunde: Um sich selbst zu bessern. — Aber bey Henrietten war das nie der Fall. Wer sie sah, wer die Schönheiten ihres Körpers, ihres Herzens, ihres Verstandes kennen lernte, mußte sie liebgewinnen. Nie hörte man den entferntesten Tadel über sie, auch von solchen schmähsüchtigen Zungen nicht, die ohne alle Barmherzigkeit, ohne alles Menschengefühl über jeden Gegenstand herfallen, der ihnen im Wege zu stehen scheint.

Alles

Alles bemühet sich, nahe um sie zu seyn, zu Hause, wie im Cirkel ihrer Freunde und Freundinnen, oder in größerer Gesellschaft. Ihre Eltern, von denen sie diese schöne sanfte Bildung genoß, lieben sie aufs zärtlichste, so wie sie sich aufs angelegentlichste bestrebt, ihnen ihr Leben so angenehm zu machen, als möglich. Noch nie sah man sie mit ihren Geschwistern in den kleinsten Zwistigkeiten, die doch so oft uud so gewöhnlich sind.

Ihre Domestiken begegnet sie mit einer solchen Sanftheit, daß sie sich nie glücklicher fühlen, als wenn sie sie bedienen dürfen; sie fordert nie Unbilligkeiten von ihnen, noch weniger auf eine unhöfliche Weise, nicht wie ich glaube, aus der gebildeten Menschen gewöhnlichen Ursach, um ihnen ihre beschwerlichen Dienstjahre zu erleichtern — sondern weil es ihr einmahl so eigen ist.

Was sie überall so beliebt macht, sowohl im Cirkel ihrer Freunde und Freundinnen, als auch in größerer Gesellschaft, findet sich nur bey sehr wenigen ihres Geschlechts so vereinigt, als bey ihr. In ihrem völlig gesunden, wie die Rose blühenden, völlig regelmäßigen, gutgebildeten, zierlich gewachsenen Körper, wohnet die schönste

See-

Seele mit den herrlichsten Eigenschaften verbunden. Ihre Größe ist dem Ganzen genau angemessen. Sie ist weder zu groß noch zu klein. Ihr ganzer Umriß ist ein Meisterstück der Natur. Nur der Kenner kann hier fühlen, empfinden — unsere Sprache hat zu wenig Ausdrücke, um die Empfindungen zu zeichnen. — Sie hat die zarteste Haut im Gesicht, wo die sanftesten Züge durchschimmern. Ihre Augen, ihr Blick, ihr Gang, ist völlig Blick, Auge und Gang einer Grazie. Auf ihrer Stirn thront die edle ungetrübte Freude. Ihre Wangen lächeln Unschuld, Heiterkeit der Seele. Jeder ihrer Gesellschafter und Gesellschafterinnen sind entzückt, wenn sie ihren schönen Mund öfnet, wenn sie die Gespräche durch ihren Witz, durch ihre Laune, durch ihre Belesenheit, so angenehm belebt, ohne im mindesten damit zu prangen. Ihre Stimme, der Ton, womit sie spricht, ist so voll Empfindung, daß man es sieht, fühlt, daß sie alles denkt, was sie spricht. Es ist nicht das leere, Zeit und Empfindung tödtende, langweilige, oder jovialisch lautkrächzende Geschwätz so mancher Frauenzimmer, die gleichwohl auf gute Sitten und Feinheit in Conversation, mit einem Wort auf Bon ton Anspruch machen. Zu gleicher Zeit hat sie aber auch die Herzen aller so in ihrer Gewalt, daß sie, ob sie gleich die sanfteste Miene

mit ihrem Gesprächen verbindet, durch den Tugend- und Unschuldblick ihrer Augen jedem Jüngling, jedem Mann Ehrfurcht einzuflössen weiß, so daß es auch der verzärteltste, weichlichste Wollüstling nicht wagen würde, nur die feinste Zweydeutigkeit in ihrer Gegenwart vorzubringen, — dahingegen andere dadurch, daß sie ins Geheim Wohlgefallen an dergleichen äußern, nur ihren schlechten Charakter zu erkennen geben, und bey Tugendliebenden sich verhaßt machen.

Nie wird sie zu erborgten Reitzen, deren der Luxus und die Göttin Mode so viele erfand; so viele, daß sie ins Unermeßliche gehen, ihre Zuflucht nehmen. Sie bleibt der Natur getreu; sie braucht ihre natürlichen körperlichen, Reitze nicht durch gekünstelte zu verunstalten. Sie übertüncht nie ihre Wangen, weil ihr die Natur Lilien und Rosen gab. Sie bedarf keiner köstlichen Waschwasser, — ihre Haut zart zu erhalten; ein klarer Quell leistet ihr dies zu ihrer Zufriedenheit. — Sie kleidet sich einfach, aber mit Geschmack, nicht prachtvoll, aber ausgesucht und reinlich. Sie verschwendet nicht halbe Tage bey der Toilette; wenige Augenblicke sind hinreichend, um die übrigen Stunden zu wichtigern Geschäften zu nützen.

Was sie aber über alles erhebt, ist ihre schöne Seele, die sich überall in ihrem Charakter zeigt. Ihre ganze Seele ist jedem sanften Gefühle, der Freundschaft, dem Mitleiden ꝛc. offen. Sie brennt vor Verlangen, jedem so dienen zu können, wie er es wünscht. Sie liebt das Erhabene, das Gute; jeder Rechtschaffene hat ihre vorzügliche Gunst, ohne auf Stand, Vermögen, Kleid ꝛc. zu sehen. Sie schätzt die Freundschaft über alles hoch; sie hat viele Freundinnen, aber nur eine vertraute Freundin — viele Freunde, aber keinen vertrauten Freund, weil dies mit ihren Grundsätzen streitet. Sie ist aber gegen alle darum nicht kalt oder gleichgültig; sondern sie weiß jeden zu schätzen, und schätzt ihn nach Verdienst. Völlig hat sie die Gabe, sich jedem angenehm zu machen, jedem etwas Verbindliches zu sagen, gleich weit entfernt von Coquetterie als von den lästigen Ton der Satyre oder Persiflage, in welchen beyden Künsten so viele unserer jungen Herren und Damen leider! wetteifern. Sie hasset alle Schmeicheleyen, eben so, wie die so gewöhnliche Medisance. Sie sucht hauptsächlich die guten Seiten ihrer Nebenmenschen auf, und spricht mit Rührung von guten, edelmüthigen Handlungen.

Ich würde nicht enden, wenn ich alle ihre guten und erhabenen Eigenschaften erzählen, diese alle gehörig auseinander setzen, alle mit Thatsachen belegen wollte. Dazu ist der Raum dieser Blätter viel zu eng, auch würde ich dadurch zu sehr ihr feines Gefühl erschüttern. Das einzige sey mir noch erlaubt zu sagen: Sie will keine Bewunderung erregen, und sie wird von allen bewundert; sie ist nicht eroberungssüchtig, und sie hat die Herzen aller: sie ziert sich nicht, und sie ist die natürliche Zierde ihres Geschlechts, sie will nicht glänzen, weder durch Witz, noch durch ihren Anzug, noch durch irgend einen Reitz ihres schönen Körpers — und sie ist diejenige, die alles um sich her verdunkelt. Alles sieht nur sie — sie sehen, sie liebgewinnen ist eins. Glücklich derjenige, der einst an ihrem Arm die goldnen Pilgertage durchwallet!!

* * *

Edle Töchter Germaniens! Freuet euch alle, wenn ihr nur entfernt diesem Bilde gleichet. Wären aber auch viele unter euch nicht so schön, wie Henriette; so gut könnt ihr doch alle werden. Jene körperliche Schönheit könnt ihr euch nicht selbst geben — aber Güte des Herzens könnt ihr euch verschaffen; dabey kömmt es nur bloß

auf euren Willen, auf Ausführung der rühmlichsten Entschliessungen an, — und ihr werdet, auch ohne schön zu seyn, geschätzt, geehrt, geliebt werden. Prüfet euch nach diesem Muster. Fühlet ihr eure Würde, behauptet ihr sie; so seyd ihr nicht die Beherscherinnen — die Wunder der Schöpfung.

2.

Ueber voreiliges Urtheil.

Si tacuisses —

Nichts ist unter den Menschen im jetzigen Zeitalter gewöhnlicher, als über alles, was ihnen in den Wurf kömmt, ihre Meinung zu sagen, sey sie passand oder nicht; reif oder unreif; wahr, halbwahr, oder ganz falsch; sey es zum Vortheil oder Nachtheil anderer: das alles wird nicht in Erwägung gezogen. Genug, man urtheilt — um zu urtheilen.

Man kommt in Gesellschaften, und es geht gleich über diesen oder jenen Gegenstand her. Wissen sie wohl, rc. damit eröfnet sich, gleich nach den ersten Bewillkommungs-komplimenten, die Scene. Ists der Herr oder die Frau vom Hause, welcher von beyden nun den Ton angiebt, so wird gleich eingestimmt. Aus Gefälligkeit wagt es dieser oder jener nicht einmal, gegen das Urtheil zu stimmen, wäre es auch grundfalsch; würde auch die Sache, welche vorgetragen wird, ganz anders erzählt — man giebt lieber auch sein Quotum dazu her, um es nur noch zu vergrößern, und in einen noch häßlichern Licht darzustellen. Will ein Client eine Sache erzählen, so kömmt er ganz dürftig damit an-

gekrochen, und hört erst auf die Wendung, die die Sache nimmt, und auf das Urtheil, welches man darüber äußert. — Hat er da aber erst nur einen kleinen Faden; so erwächst das Ganze sogleich zu einem großen Gewebe, je nachdem nun die tonangebende Person das Urtheil stimmte. So geht es gewöhnlich in vornehmeren Gesellschaften.

In gewöhnlichen Gesellschaften guter Freunde, oder solcher, die sich einander kennen, macht man nun freylich so viel Umstände nicht. Man äußert sich dreister über die Gegenstände. Ein jeder hat da minder oder mehr Recht, je nachdem er seinen Platz behauptet. Der eine spricht zum Lobe, der andre zum Nachtheil der Sache. Lob und Tadel durchkreuzen sich so lange, bis das eine oder das andre endlich siegt; bis der eine Theil nachgebend genug ist, in das Horn des einen oder des andern zu stoßen. Da wird über Dinge geträtscht, die man versteht und nicht versteht, die diejenigen, die darüber urtheilen wollen, gar nicht kennen, oder doch lange nicht von allen Seiten kennen, um richtig und bestimmt ihre Meinungen darüber sagen zu können.

Da hört man nun oft die schiefesten Urtheile. Da sieht man Tagtäglich Beyspiele, daß Menschen

schen ohne Kopf und Herz, ohne Vorkenntnisse, ohne alle Lebensphilosophie über Dinge ihren Witz hergeben, denen sie gar nicht gewachsen sind, wo sie denn, wie natürlich, sprechen wie es ihnen einfällt, heute so, morgen anders, wie die Laune und das Wetter eben die Gesinnungen stimmen. So war ich selbst mehrere Male mit Leuten in Gesellschaft, die des Nachmittags gerade das Gegentheil über einen Gegenstand äußerten, worüber ich des Morgens, in einer andern Zusammenkunft, von eben denselben Personen ein ganz anderes Urtheil gehöret hatte. Warum? Weil sie die Gesinnungen der Leute schon im voraus wußten, und sich aus Gefälligkeit darnach modulirten, weil freundschaftliche Verbindung, Privat- oder anderes Interesse sie leitete.

Wie traurig ist es aber doch, daß Leute von anscheinender oder seynwollender Festigkeit so zweyzüngig, und oft so verkehrt urtheilen! Und wie sehr werden sie gestraft, wie sehr strafen sie sich selbst, wie sehr müssen sie sich selbst schämen, wenn sie ertappt werden, wenn sie ihr Urtheil so gerade zurück nehmen müssen. Da tadeln sie gerade, was andere lobenswürdig finden, was die feinere, gebildetere Welt für anständig hält. Da ist ihnen Cajus, der heute mit ihnen Bekanntschaft macht, der, nach den ihm gegebenen

Schilderungen, beym ersten Eintritt in die Gesellschaft nichts als edle, anständige Freymüthigkeit und Freundschaft äußert, zu frey; da müßte er so oder anders seyn — Da wird Titius getadelt, daß er zu still, zu schüchtern in Gesellschaften ist: da wird Sempronius gelobt, ohne sein Verdienst, ohne seinen Werth zu kennen. Jetzt werden sie alle drey getadelt. Da wird dem einen, wie dem andern, bald diese Handlung von dem einen gelobt, von dem andern verachtet, oder gar von beyden zugleich hier gelobt, dort verachtet, wie es die Gesellschaft oder die Zusammenkunft für gut befindet.

Wer weiß sich aus diesem Chaos herauszufinden!

Für die Leute selbst, die solche Blößen von sich geben, ist nun nichts trauriger, als daß sie sich gewöhnlich selbst schlagen. Sie zeigen sich in ihrer wahren Gestalt. Ein jeder sieht aus ihrem Urtheil, entweder ihre Partheylichkeit, ihren Stolz, oder ihre Oberflächlichkeit ꝛc. was denn nun eben auf dem Spiel stehet. Wie mancher wünschte da sein Wort zurück nehmen zu können, wünschte, geschwiegen zu haben, wenn es zu spät ist. Der Mensch, der einmal als gut bekannt ist, bekümmert sich um solche

theile wenig oder nichts, weil sie ihn nicht schaden. Bey allen nachtheiligen, falschen Urtheilen behauptet er dennoch seinen Werth, seine Würde ohne stolz darauf zu seyn.

Und gerade das ist sonderbar; die Fehler, die ein jeder in so großer Menge hat, eben diese Fehler will er an andern rügen; da sieht man häufig Menschen, die gar keine Wissenschaften haben, über die Stupidität anderer die Nase rümpfen; Menschen, die keine Lebensart haben, über andere Leute raisonniren, als wenn sie dazu privilegirt wären. Und dies geht durch alle Classen von Menschen, vom Quintanerbuben bis zum Professor, vom Sträußermädchen bis zur gnädigen Frau.

Diese Sitte reißt zu sehr unter den Deutschen in diesem Zeitalter ein, und ich hoffe, ein jeder redlichgesinnter Deutsche, mit festem, edlen Charakter, jedes brave, rechtschaffene Weib, jedes Biedermädchen, jeder gute Jüngling, der zum Mann reift, — denn es giebt, neben der großen Menge solcher nach ihrem Leichtsinn urtheilenden Menschen, auch noch immer eine große Anzahl, die von diesem Uebel frey sind — werden es mit mir wünschen, daß diese, gar nicht in den Charakter passende, Stimmung unserer

von Alters her so berühmten Nation, die beynahe zur andern Natur geworden ist, wieder eben so gut ihren Abschied nehme, als sie ehemals nicht unter uns Sitte war, und sie werden es mir in der Stille danken, daß ich diese Ausartung rügte, oder doch wenigstens aufmerksam darauf machte. Edle Belohnung für mich! Eine Freude, meinem Herzen mehr als Königreiche werth!

Ich weiß ganz gut die Ursachen, woher diese voreiligen Urtheile entstehen. Nicht wahr, ihr guten Leute! habet oft nicht die mindeste Absicht, diesen oder jenen mit euren vorgefaßten Ideen zu kränken — gar nicht die Absicht, ihn zu beleidigen. Ihr glaubt in eurem Zirkel zu seyn, und da, nach Maaßgabe eurer Fähigkeit, über jeden Gegenstand euch ergießen zu dürfen. Ihr hattet nicht von Jugend auf die feine Erziehung und Ausbildung, die ihr hättet haben müssen. Die jetzige Welt paßt zur vorhergehenden vor zwanzig oder dreyßig, vierzig oder funfzig Jahren, wie Paris — zu Paderborn. Ihr wollt doch gern so mitmachen, eben so schwatzen und urtheilen, wie andre, die es gelernt haben, mit Menschen umzugehen, die sich durch Erfahrung so manche Regel gemacht, und Kopf und Herz genug haben, eine Gesellschaft zu erheitern. Euch fehlen, — oft durch, oft ohne eure Schuld,

diese Vorkenntnisse. Ihr selbst betrachtet euch nicht nach diesem Maaßstabe. Ihr sehet eure eignen Fehler nicht, und nun verfallet ihr, weil ihr gern glänzen, oder doch wenigstens in Gesellschaft keine stumme Rolle spielen wollet, ins Abgeschmackte; jagt nach Anekdötchen; sucht die Geschichten des Tages auf; spähet nach Neuigkeiten, gebt euer Urtheil darüber — man heftet euch Dinge auf den Aermel, diese traget ihr wieder aus — ohne daran zu denken, daß es immer Leute genug giebt, die euch aufpassen, euch immer nach einem unrichtigen Maßstabe beurtheilen, eure Schwätzereyen elend, erbärmlich, eure Urtheile fade finden, und sie bey Gelegenheit, um euch lächerlich oder gar bey andern verhaßt zu machen, wieder anbringen. So ist jetzt der Lauf der Welt.

Folgende Regeln, die ich nur ganz kurz fassen will, mögen euch für die Folgen sichern.

1) So oft ihr in Gesellschaft seyd, denkt an die Menschen, die sich darin befinden, und denket, daß sie Menschen sind.

2) Wollet nie von Dingen schwatzen oder eure Meynungen über Sachen außern, die ihr nicht versteht. — Es pflegt da oft, wenn ihr mit eurem Urtheil, das ihr nicht an euch halten könnt,

heraus-

herausfahret, was zu lachen zu geben; oder man setzt euch in Verlegenheiten, wo ihr durchaus Blößen geben müßt. Schweigt lieber und höret. Wer vermag alles zu wissen, alles zu lesen.

3) Ohne auf der Goldwage jedes Wort zu wägen, so prüfet alles, was ihr sagt, ob es dem Wohlstande gemäß, ob es passe oder nicht; ob ihr nicht diesem oder jenem, auch nur entfernt, dadurch Ungelegenheiten, Verdrüßlichkeiten, Lebensungemach zuziehen könnt, — besonders wenn er nicht in der Gesellschaft ist, und er es denn hinterher erfährt. Behutsamkeit ist allerdings eine nothwendige Pflicht.

4) Spähet an andern Menschen lieber das Gute als das Schlechte aus — oder laßt doch wenigstens jedem Gerechtigkeit wiederfahren. Ein jeder glaubt doch gut zu seyn. Denkt an eure eigene Fehler. Seyd sanft, nachgiebig, wie ihr es wollt, daß andre eure Fehler nachsehen, und nachgiebig seyn sollen.

5) Seyd nie nachsichtig in der falschen Beurtheilung eurer Freunde. Freundschaft sey euch heilig.

6) Vermeidet in Gesellschaft alles Flüstern und heimliches Lachen. Hin und wieder scheint diese traurige Mode Wurzel zu schlagen. Könnt

ihr denn euren Drang nicht — besonders ihr Frauenzimmer! — könnt ihr euren Herzensdrang nicht bis zu einer gelegenen Zeit sparen? — Wer kann das dulden! — Jeder, der es bemerkt, glaubt, er sey der Gegenstand des Lachens, des Gespöttes. — Und um diesen Gedanken zu verhüten, seyd so edel und bieder, und erspart uns den Unwillen darüber.

7) Urtheilt nie vorher, ehe ihr nicht alles genau erwogen habt. Urtheilt — das heißt äussert eure Gedanken, Meynungen, Empfindungen, — nie nach den ersten Eindrücken, die der Gegenstand in euch zurückläßt. Für eure eigene Individuums mag es gut seyn, und es wird und kann euch keiner wehren, über alles zu urtheilen. Aber hebt diese Urtheile, vergleicht sie mit den darauf folgenden — und denn erst urtheilet laut. So werdet ihr nur selten (und dennoch zuweilen) in die große Verlegenheit kommen, eure Urtheile zurücknehmen zu müssen. Ihr werdet aller Orten beliebt und geehrt seyn. Im Gegentheil werdet ihr euch nichts als Feinde schaffen.

3.

Die Klätscherin.

Aus dem Englischen.

Miß Jenny Monfort an Milady Stenny.

Da entdeckt es sich dann endlich, daß diejenige, die wir für eine unserer besten Freundinnen hielten, eine elende Klätscherin ist. Ich nenne sie eine elende Klätscherin, weil sie zuletzt gar keine Vernunft mehr brauchte, sondern aller Orten, wo sie hinkam, unter der Larve eines Engels Lügen und Verläumdungen von den besten Menschen, selbst von denen, womit sie Umgang hatte, ausstreuete. Sie hat sich schon sehr lang, wie ich höre, mit diesem Gewerbe beschäftigt, und weil ihr alles so gut hingegangen, ist sie endlich dreist geworden. Kaum sollte man es glauben, daß es möglich wäre, daß ein Mensch, noch weniger ein Frauenzimmer, eine so schwarze Seele haben könnte! Noch weniger sollte man glauben, daß man in so manchen, selbst guten Gesellschaften, dergleichen Ausstreuungen leiden, oder gar Gefallen daran finden könnte. Doch

diese

diese Welt ist ja einmal, so schön sie ist, eine Welt voll Unvollkommenheit, in welcher man das Böse eher glaubt, als das Gute — Ueberall will ich nicht sagen — aber doch meistentheils. Der geringe Anstrich, der kleinste Schein des Bösen, und es wird gleich zum vollkommensten Bilde ausgemalt. Gut, liebe Stenny, daß unser Herz so ganz davon entfernt ist. Ich fühle mich in diesen Gedanken so glücklich. Meine vorzüglichste Freunde und Freundinnen sind mir über alles theuer und werth, und ich interessire mich so ganz für sie. Nichts ist so klein, so groß, was ich nicht von ihnen wissen mögte: ob ich nicht vielleicht mit meinem Rath, mit meiner Hülfe ihnen an die Hand gehen könnte. — Alle übrige Menschen, da sie nicht für mich leben, sind mir zwar werth, ich schätze sie als Menschen — aber es dünkt mich viel zu klein, mich mit ihren häuslichen Dingen, oder mit ihren übrigen innern Zustande zu beschäftigen. Nicht wahr meine Liebe! wir haben mit uns selbst zu viel zu schaffen, als daß wir diese edle Zeit mit unnützen oder gar mit schädlichen Nachspürungen verschwenden sollten.

Was diese Person nun wohl für einen Gefallen daran haben muß, die Stöhrerin der Ruhe und des Vergnügens ihren Gesellschafterinnen

nen zu seyn? Sie muß ihre Bestimmung sehr schlecht kennen. Ich denke: Wir leben nur darum in der Welt, um jeder in seinem Zirkel, in seinem Verhältniß so viel Glück zu verbreiten, die Lasten der Erde so sehr zu erleichtern, des Kummers so wenig zu machen, als möglich. Diese Unholde muß ganz anderer Meinung seyn. Wenigstens handelt sie ganz so. Sie geht ganz darauf aus, des Erdenkummers, des Verdrusses, der Entzweyung in der Welt mehr zu machen. Und dies thut sie, ohne daß man sich vor ihr hüten kann. Sie hat wie sie wissen, die frommste Miene von der Welt, und aus ihren Reden sollte man schließen, sie wäre die Beste ihres Geschlechts. Deswegen nimmt sie anfangs so sehr für sich ein. Aber habe ich es ihnen nicht gleich gesagt, da wir uns unsre Bemerkungen über ihre Physiognomie mittheilten? Schloß ich es nicht aus ihrem Betragen, wie sie auf die Reden einer ganzen Gesellschaft achtete? Solche Personen sind mir von jeher verdächtig gewesen. Und ganz gewöhnlich, weil sie auf alles hören, hören sie alles nur halb --- daher ihre schiefen Urtheile. Denn ich kann es mir fast nicht denken: daß Bosheit immer ihre Gesinnungen leiten sollte. Sie schwatzen gewöhnlich gern und viel. Um nun viel zu wissen, hören sie auf alles und setzen denn dies und jenes hinzu, um ihrem Ausstreuungen mehr

Gewicht zu geben. Da muß nun freylich oft der Unschuldigste leiden.

Das, was mir an solchen Klätschereyen das Verhaßteste ist, ist, daß sie Niemandes schonen. Bey solchen Personen, wo sie beliebt sind, und es giebt leider! immer dergleichen, muß alles die Runde passiren — er sey Wohlthäter oder Wohlthäterin, Freund oder Freundin, Gatte oder Gattin, Schwester oder Bruder, Sohn oder Tochter, Bediente oder Köchin, Knecht oder Mädchen. Nur zu oft beachten sie die Reden der Menschen, um sie zu verdrehen, oder Gift, selbst aus den unschuldigsten Handlungen oder Gesprächen, zu saugen. Sie wissen den Mantel nach jedem Winde zu hängen, Reden einem andern in den Mund zu legen, die man gesagt haben soll, woran oft auch nicht ein Wort wahr ist. Alles suchen sie auf die verkehrteste Weise anzubringen. Jeden wissen sie Heimlichkeiten zu sagen, und bitten, mit der herzlichsten Miene von der Welt, es ja Niemanden wieder zu vertrauen. Jeder von dem sie sprechen ist ihr vertrauter Freund und Freundin, und rühmen sich der größesten Vertraulichkeiten, und an allen diesen Aeußerungen ist nichts. Welch ein Mißgeschöpf ist ein solches Wesen in Gottes Schöpfung! können Sie es denken, daß diese ganze Schilde

rung auf die L. paßt. Nichts gleicht ihr mehr. Und diese Entdeckung habe ich, theils eigenen Beobachtungen über ihr Betragen, theils einigen Besuchen zu verdanken, die ich verschiedenen benachbarten Bekannten auf dem Lande gab, wohin ich nur selten komme. Da hatten sie mich denn auf die abscheulichste Weise angeschwärzt, mir Dinge aufgebürdet, die ich gethan, Reden in den Mund gelegt, die ich gesagt haben sollte, wovon doch auch nicht ein einziges Wort wahr ist. Den guten redlichen Leuten darf ich es gewiß zutrauen, weil ich weiß, daß sie dergleichen so wenig leiden können als ich.

Wie glücklich bin ich mit dieser Entdeckung! Nun kann ich mir es erklären, warum mir die H. J. und X. nicht gut waren. Sie mußte von mich gelästert haben, wie es sich denn auch nachher so entwickelte. Hatte ich doch auch auf die Y. auf Herrn N. einst einen kleinen Groll, weil sie auch etwas von mir sollten gesagt haben. Gestern ließ ich also die ganze Gesellschaft zu mir bitten. Und wir haben uns einander ausgewechselt, was diese Schwätzerin von uns gesagt hatte. Wer hätte es denken sollen: daß sie unsre Freudenstöhrerin war. Jetzt hat sich unser Band nur noch fester geknüpft. Mag sie auch noch so neidisch seyn — nie wird sie auf irgend eine Weise unsre Verbindungen trennen können.

„Ob

„Ob ich mich über ihre Klätschereyen gekränkt habe?“ Ueberhaupt genommen wohl, in so fern als ich durchaus dergleichen nicht leiden kann.

„Ueber das, was sie von mir gesagt hat?“ Was sollte ich mich darüber kränken, da es sich ja von selbst zeigt und zeigen muß, ob ihre Behauptungen Grund haben oder nicht. Und denn bin ich ja gerechtfertigt genug. Ich lobe das alte Sprichwort: Laß bey deinen rechtschaffenen Gesinnungen und Handlungen die Leute sprechen, was sie wollen, zuletzt thut ihnen der Mund weh.

Aber diese Person zu bessern, das ist mein angelegentlichster Gedanke.

Kömmt sie nächstens in unserm Zirkel; so wird sie äußerst nachläßig behandelt werden. Sie wird um die Ursach fragen — und dann wird man ihr sogleich alle ihre Lästerungen vorhalten. Man wird es ihr recht ernstlich sagen, daß man ihr allen Umgang untersagen müsse, wenn sie sich auch die geringste Unwahrheit, Verdrehung der Worte, oder Plauderey zu Schulden kommen ließe. Mau wird es in ihrer Gesellschaft machen, wie bey H., der sie länger kannte — „Ja! Nein! so?“ wird alles seyn, was man

antwortet, damit man keine Veranlassung giebt, von uns herumzutragen. So gedemüthiget, glaube ich, wird sie, wenn sie nur einiges Gefühl hat, sich bessern. Aber man wird sie immer bemerken, ihr kein Wort trauen, — und bey den ersten Betretungsfall, wo sie wirkliches Unglück anzettelt, ganz aus dem gesellschaftlichen Zirkel, worin sie bisher war, verbannen.

Da Sie ihr zunächst wohnen; so wünschte ich, daß Sie die Güte hätten, ihr dies geradezu zu sagen, was man von ihr denkt, und was man beschlossen hat. Lesen Sie ihr diesen Brief vor, und achten Sie auf ihre Miene, auf ihr Verhalten — und sagen Sie ihr am Ende: daß nur sie es ist, auf welche diese Münze gilt. Vielleicht bewirkt dies ihre Besserung. Dies wäre mein einzigster Wunsch.

4.

Lebensregeln mit Erklärungen.

Nach dem Seneca.

„Ich will den Tod so unerschrocken hören als sehen.“ Was ist für einem Menschen, der Vernunft hat anständiger, ein unvermeidliches Loos der Natur, wovon keine lebendige Creatur ausgeschlossen ist, mit Freudigkeit erwarten, oder mit Zittern kommen sehen? der Rechtschaffene ist jeden Augenblick bereit — nur der Kleingeist zittert.

„Ich will mich keiner Last, so drückend sie seyn mag, entziehen, will den Körper durch den Geist unterstützen.“ Was sieht auch der Gemächliche, der sein Leben größtentheils im Lehnstuhle verhaucht, was sieht er für Früchte seiner Unternehmungen, worüber er sich freuen könnte? Was halfen ihm seine Talente, wenn er sie nicht zum Besten der Welt anwandte? Was kann er sich einst nach vollbrachter Laufbahn für Belohnungen versprechen?

„Ich will den Reichthum so gut verachten, wenn ich ihn habe, als wenn ich ihn nicht habe; sein Verlust soll mich nicht niedergeschlagener, sein Besitz und Glanz nicht muthiger machen.“ Eine goldne Regel für die, die in dem Reichthum alle Glückseligkeit setzen, — aber auch eben so unglücklich sich fühlen bey dem Verlust desselben. Reichthum ist eiu herrliches Geschenk Gottes, für den, der ihn recht zu gebrauchen weiß; aber auch ein Fallstrick für den, der unglücklich genug ist, sein ganzes Herz daran zu hängen. Alle Güter der Erde müssen wir nach ihrem innern wahren Werthe schätzen. Als Beförderung unserer irdischen Glückseligkeit, wenn wir sie gehörig anwenden, sind sie von großem Werthe; — aber für eine Zukunft, wo wir sie hier zurücklassen müssen, so gut als Nichts.

„Ich will fühllos gegen das Glück seyn, es mag kommen, oder gehen.“ Es ist ein eignes Ding um das Glück. Den einen sucht es, der andre muß es suchen. Das Glück sieht nicht auf Verdienst, nicht auf Talent. Es theilt blind dem zu, wem es will. Es ist unnütz, über die Kargheit, mit dem es manchen seine Gaben zutheilt, zu murren. Es hilft dennoch nichts, als daß man sich die trüben Tage noch trüber

trüber macht. Viele tausend Menschen behandelt es als Nieten in der großen Weltlotterie. Alle haben eingesetzt, alle hoffen glücklich zu werden — und nur wenigen wird was großes zu Theil, und gerade oft denenjenigen, die es am wenigsten verdienen. Im Glück nicht stolz und übermüthig; im Unglück nicht verzagt, denkt der Weise und schweigt. Es bleibt doch jedes, was es ist, und die Zeit bringt Rosen. Unsre Leiden sind oft Verhängnisse, die wir nicht entziffern können. Leiden und Dulden ist die Pflicht des Menschen, und kluge Uebersicht die Beruhigung des Weltkenners. Die Reihe des Unglücks kann unmöglich so, wie die Reihe des Guten unendlich seyn.

„Ich will alle Länder wie meines, und meines wie alle ansehen.“ Dies wird meine Thätigkeit um so mehr beleben — wird mich anspornen, überall meine Kenntnisse auszubreiten, und sie als Patriot zum Besten des ganzen anzuwenden. Die ganze Welt ist Gottes, also die ganze Welt mein Vaterland. Sollte auch das kleine Gebiet, worin ich geboren bin, meine Talente verkennen, was thut es. Ich lebe nicht für dies kleine Gebiet. Ich lebe für die Welt. Und diese wird endlich meine Redlichkeit, meinen Eifer in Vollbringung, in dem Wunsche fürs Gute belohnen.

Wer wird gute Werke und ein Herz voll guter Gesinnungen verachten? Heilsame Bemühungen sind löblich, wenn sie auch ohne Wirkung bleiben. Wenn unsre Absicht nur edel war, und diese wird nie ganz verkannt.

„Ich will leben als für andre geboren, und will der Natur danken, daß ich es bin. Denn wie hätte sie besser für mich sorgen können? Mich den einen hat sie allen, alle hat sie mir, dem Einen gegeben." Ich bin für alle da, alle sind für mich da. Ein neuer Antrieb, mich allen so werth zu machen durch mein ganzes Betragen, durch alles, was man von mir fordert, durch die gesammten Pflichten meines Berufs, als ich kann — damit so wie ich alle schätze, mich wieder alle schätzen mögen. Alle sind bereit, mir mit ihren Kenntnissen und Fähigkeiten jeder in seiner Art zu dienen — und ich allein wollte es nur von fern hoffen können: ich wäre nur in der Welt, um in träger Ruhe, in gemächlicher Sorglosigkeit mein Leben verträumen zu dürfen! Für die Auslagen, die die Welt in meiner Jugend macht, verlangt sie Ersatz, reichlichen Ersatz. Sie zürnt, wenn sie sich in ihrer Erwartung getäuscht oder gar betrogen sieht. Der Mensch, der nur sich und seinem Bauche lebt, ist nie der

Geachtete. Der Verdienstvolle ist der, der sich aufopfert, nicht der sich aufopfern könnte.

„Was ich habe, will ich weder filzig bewachen, noch geudend verthun.„ Beyde, der Geizhals wie der Verschwender, geniessen ihre Güter nicht recht. Der erste hat seine Reichthümer nur bloß für seine Augen; der letzte für seinen Gaum. Beydes ist Unsinn. Der eine genießt nichts, der andre zu viel. Der eine glaubt, er wird am Ende bey dem Besitz der größten Güter darben müssen, der andre muß am Ende wirklich darben. Das Mittel zwischen beyden halten, ist das beständige Streben des Weisen.

„Nichts will ich eigenthümlicher zu besitzen glauben, als was ich auf die rechte Art verschenkt habe. Meine Wohlthaten will ich weder nach der Zahl, noch nach dem Gewicht, überhaupt nach keiner andern, als nach des Empfängers Schätzung berechnen. Was ein Würdiger von mir erhält, will ich nie als zuviel ansehen.“ Einen würdigen Unglücklichen glücklich gemacht, die Thränen einer Wittwe, einer Waise, getrocknet zu haben durch meinem Ueberfluß — welche Wonne kann größer seyn, der bleibendste,

gewiß der eigenthümlichste Besitz für die Zukunft. Kann man da zuviel thun? Aber wo findet man viele Edle? Wo findet man Geschenke rechter Art? Der Unwürdige, der Schmeichler, der kriechende Speichellecker verschwelgt unsre Gaben — ohne uns dafür zu danken; und ohne glücklicher dadurch zu seyn. Und wenn bekommen diese je genug?

„Nichts will ich der Meynung, alles des eigenen Bewußtseyns wegen thun. Ich will glauben, die ganze Welt sehe, was ich vor mir selbst verhelen will.“ Die Meynung täuscht uns, setzt uns voreiligen Urtheilen und Handlungen bloß — das eigene Bewußtseyn setzt Ueberlegung, Nachdenken voraus. Wir werden uns dadurch manche Verlegenheiten sparen, in die uns die Uebereilung setzte. Ueberhaupt genommen, will ich immer so seyn, als ich scheine, mich immer so zeigen, als ich wirklich bin. Allen Menschen, wie meinen Freunden, will ich zu jederzeit der immer gleiche redliche Mann seyn. Meine Handlungen sollen mich rechtfertigen. — Offen will ich immer vor ihnen handeln. — Nur denen Heuchlern einzig werde ich mich zu verbergen suchen, denn die sind meiner Redlichkeit nicht werth. Was ist ein falscher, hinterlistiger Heuchler, wenn ihm seine Maske abgerissen ist!

„Ich

„Ich will essen und trinken, um Naturbedürfnisse zu befriedigen, nicht um den Bauch zu füllen und auszuleeren.“ Noch weniger, um immer den Gaumen zu kitzeln, und Wonne und Seligkeit allein im Essen und Trinken zu finden. Das ist doch meistens jetzt der Lauf der Welt. Selten kommt man zusammen, um der Freundschaft sich zu weihen, um in diesen frohen Genuß Seligkeit des Himmels zu finden. Essen, Trinken und Spiel sind jetzt in Gesellschaft fast die einzigen Zeitvertreibe. Nur selten findet man Damon und Pithias an einem frugalen Mahle schöpferisch vergnügt. Der größte Theil der Menschen vegetirt bloß. Man sollte glauben, die Sinnlichkeit hätte alle übrigen herrlichen Naturtriebe, dem Menschen in so überreichem Maaße mitgetheilt, rein erstickt. Daher die überhandnehmende Hartherzigkeit der Menschen. Die schönsten Triebe werden vielleicht in der Jugend angefacht — auch bey manchem nicht einmahl — aber es wird ihnen in der Folge keine Nahrung gegeben, und so ist alles schöne Gefühl dahin. Nur bey wenigen sieht man hier und da noch ein affektirtes Mitleid oder Mitfreude — das Wahre findet sich nur sehr selten.

„Gegen meine Freunde will ich lieb-

reich, gegen meine Feinde sanft und gefällig seyn. Ich will gewonnen seyn, ehe man mich anspricht. Ich will erlaubten Bitten zuvorkommen." Ein großer Theil der Menschen entehrt den herrlichen Namen der Freundschaft, und hat es nur in den Worten. Man sucht sich einer den andern zu täuschen, von aussen sich viel von Freundschaft zu sagen, wobey man doch innerlich nichts oder gar Böses denkt. Wer den andern auf die feinste Art hintergeht, wer Intriguen, Falschheiten auf die listigste Weise zu spielen versteht, der glaubt sich groß, klug, und weit über den andern erhaben. Was solche Menschen aber mit allen ihren, auch noch so feinen Intriguen gewinnen? Ein großer Theil der Menschen, oft grade diejenigen, von denen sie es nicht erwarteten, sehen im voraus, weil sie ihre geheime Verfahrungsart kennen, machen Gegenvorkehrungen, und am Ende kömmt doch alles an den Tag. Wer ist nun dann am schlimmsten daran? Der, der die Intriguen, seinem Interesse gemäß, am feinsten anzuzetteln verstund, oder der, welcher der Intrigue den Kopf bot, und sich herauszuwickeln suchte? Wie? wenn nun ein solcher nachher als ein heimlich versteckter Bösewicht gilt, wofür sich jeder hüten muß? Wenn dieses nun gar unter Leuten von Erziehung, unter Leuten vom Stande immer mehr zur Mode wird?

wird? Wenn sie sogar öffentlich und kühn ihre schwarze Thaten behaupten, rechtfertigen? Was soll man da am Ende von der Menschheit denken?

Ich verehre meine Freunde. Aber Falschheit hasse ich aufs äusserste. Jedem begegne ich auf die ehrlichste Weise. Eben dies erwarte ich von meinen Freunden auch. Kleinigkeiten, geringe Fehler muß ein Freund nicht gleich hoch anrechnen; so wie ich gern selbst großen Fehlern meiner Freunde nachsehe — weil ich weiß, daß auf dieser Welt voll Unvollkommenheit jeder seine Fehler hat. Ich lasse mir selbst diese Fehler gern sagen und schätze den für meinen größten Freund, der offenherzig genug ist, sie mir zu entdecken. Aber bis jetzt fand ich in der Welt nur erst einen, der Fähigkeit genug hatte, wirkliche Fehler zu sehen, und der mir auch Mittel genug an die Hand zu geben wußte, um mich bessern zu können. Ich danke ihm dies hier öffentlich. Uebrigens fand ich deren unendlich mehrere, die sich es zum Geschäft machten, sich Fehler von mir einzubilden, und diese andern bekannt zu machen — wofür ich ihnen hier eben so öffentlich meinen Tadel zu erkennen gebe.

Nie habe ich jemals zu Streitigkeiten Veranlassung gegeben. Mißverständnisse habe ich,

so

so gut ich konnte, meinen Freunden oder denen, womit ich umgieng — denn zwischen Umgang und Freundschaft ist eine große Kluft befestigt — auszureden gesucht. Manche harte Ausdrücke habe ich lieber nie gerügt — ich bin immer mit sanfter Güte selbst denen, die mich ohne Ursach haßten, zuvorgekommen — ich habe nie Prätensionen gemacht; mich nur selten, und gewiß ohne Prahlerey, immer mit Bescheidenheit von meinen wenigen Kenntnissen mit ihnen eingelassen. Selbst gegen diejenigen, die mir einen offenbaren Widerwillen gegen sich durch ihr Betragen eingeflößt hatten, war ich sanft, gefällig, zuvorkommend — und ich werde es seyn, weil ich glaube, daß es Pflicht ist, weil durch ein entgegengesetztes Betragen nur das Uebel und Ungemach des Lebens vergrößert wird.

Freundschaft habe ich mir schon zu verschaffen, aber auch zu erhalten gewußt — aber nur mit solchen Herzen, die mit mir und meinen Grundsätzen sympathisirten. Ich schätze die Freundschaft als die herrlichste Quelle, woraus namenloses Glück für den Menschen entsteht — aber sie muß rein seyn.

„Ich will nicht vergessen, daß die Welt mein Vaterland ist, und daß der allwaltende

tende Gott über mir, und um mich ist; Richter meiner Thaten und Werke." Darum schuf mich Gott, darum setzte er mich auf diese Welt, in diesen Wirkungskreis, daß ich nach Möglichkeit Gutes verbreiten, daß ich glücklich seyn solte, wenn ich dieser Bestimmung gemäß handelte, um mir dadurch auch zugleich mein künftiges Glück zu sichern. Gott ist um mich, er ist über mir. Er wiegt meine Thaten, meine Worte, meine Gedanken! Wenn mir dieser Gedanke immer gegenwärtig ist, werde ich dann etwas thun, was mich unglücklich macht.

„Wenn dann die Natur, über kurz oder lang, den Hauch des Lebens zurückfordern, oder die Vernunft ihn entlassen wird; so will ich das Zeugniß mit nehmen, daß ich ein gutes Gewissen geliebt, daß ich alles Guten mich beflißen, und daß ich niemandes Freyheit, am wenigsten meine eigenen geschmälert habe." Wie beruhigend für mich und jeden, der diesen weisen Lebensregeln nicht allein Beyfall giebt; sondern sie auch um seiner Glückseligkeit willen mit allen Ernst anwendet.

5.

Edle Handlungen eines Guthsherrn gegen seinem Bauer.

Eine wahre, für jeden Leser interessante, väterländische Geschichte.

Longum per praecepte, breve per exempla iter.

SENECA.

Herr von **, ein Mann, den nicht eine *feine* modische Erziehung, nicht ein blendendes Aeußere, sondern sein gutes natürliches, immer zu guten rechtschaffenen Handlungen gestimmtes, grades biederes Menschenherz adelt, hört, daß einem seiner Bauren alles Vieh an der Seuche gestorben ist. Gerührt als ob es ihm selbst betroffen, erkundigt er sich nach den Umständen des Unglücklichen, und bekömmt die besten Zeugnisse seines Fleisses, seiner Thätigkeit, seines guten Haushaltens.

Was thut dieser edle Mann — dem man es wahrlich nicht bey dem ersten Anblick ansieht, wer

er

er ist, — Er giebt Commission, gerade so viel Vieh anzukaufen, als der Bauer verloren hat, und ein besonders dazu bestellter Viehtreiber muß Tages darauf mit dem Vieh abgehen *).

Um den Bauer das Ding recht frappant zu machen, muß der Viehtreiber, der eben des Abends an den Ort kommt, den Bauer um Herberge für sich und sein Vieh bitten.

Erst will der Bauer das nicht zulassen, aus dem Grunde: weil ihm alles Vieh in dem Stalle gestorben. Er habe zwar alles angewandt, auch den Stall ganz neu wieder in Leim setzen und pflastern lassen; aber es sey doch noch immer gefährlich. Wenn er es indessen auf sein Risico wagen wolle; er habe nichts darwider.

Der Viehtreiber behauptet: Es würde nunmehr ohne Gefahr seyn. Er treibt also die Kühe in den Stall.

Voll Verwunderung und Erstaunen, ein solches Glück nicht ahndend, sieht der Bauer den Viehtreiber des andern Morgens weggehen, ohne sein Vieh mitzunehmen.

Er

*) Es waren nicht mehr als sechzehn Stück Kühe.

Er ruft ihm zu: ob er sein Vieh nicht mitnehmen wolle? Er antwortet ihm: Das Vieh gehöre sein.

War jemals der Bauer voll Verwunderung; so war er es nun.

Im Huy flog er zur Stube hinaus zum Viehtreiber, und erkundigte sich, vor Freude stammelnd, ganz außer sich, um das Nähere. Der Viehtreiber will erst nicht mit der Sprache heraus. Der Bauer läßt nicht ab mit Bitten. Und nun — welche große Augen! — sagt er ihm, mit dem Beyfügen, ihn nicht zu verrathen: Sein Guthsherr mache ihm ein Geschenk damit.

„Gott segne den braven Mann!" war alles, was er stammlen konnte. Und damit gieng der Viehtreiber fort.

Frau und Kinder sahen stillschweigend mit vollen Thränen in den Augen dieser Scene zu. Solche Thränen hatten sie noch nie geweint. Ein Beweis, daß der Bauer auch ein Herz voll Empfindung hat.

Nun gieng alles in den Stall, und des Bewunderns und der Freude war vom Morgen bis an den Abend kein Ende.

Gerührt von der höchsten Dankbarkeit, geht er sogleich des andern Tages zur Stadt, um seinen Wohlthäter aufzusuchen, und ihn seine Erkenntlichkeit selbst an den Tag zu legen. Noch hatte er nie seinen Gutsherrn gesehen. Und sein Herz war so voll von ihm, schlug so ganz für ihn.

Als er in das Haus kommt, wo der Herr von ** wohnt, trifft er gleich unten einen sehr einfach gekleideten Menschen, den er recht sehr bittet, ihn bey dem Herrn von ** anzumelden. Er wolle und müsse ihn nothwendig sprechen.

Dieser giebt ihm die Versicherung: Er solle ihn sogleich sprechen, wenn er nur einige Augenblicke warten wolle.

„Ach! wenn ich das könnte! sagte der Mann mit Freudenthränen im Auge — und damit drückte er dem Manne einen feinen Gulden in die Hand.

Und wer war nun dieser Mann?

Der Herr von ** selbst.

Herr von ** geht die Treppe hinauf, kömmt nach einigen Augenblicken wieder, mit den Worten:

„Hier bin ich. Ich bin es selbst.“

Zitternd umfaßt der Bauer die Knie seines Wohlthäters — und dankt ihm mehr stumm als redend für die große Güte, die er ihm bewiesen, und die er ihm in seinem Leben nicht verdanken könne.

O eine solche Scene! Sie ist rührend, sie ist es werth, daß sie dargestellt, daß sie empfunden werde!

Ihr Großen der Erde! und auch ihr, die der Himmel mit Gütern gesegnet hat! Ihr, die ihr oft nur darum zu leben glaubt, um eure Bauren zu drücken und zu quälen, die ihr oft kein Mitleid in euren Seelen habt; die ihr lieber einen solchen Menschen seinem Unglück überlasset, oder ihn gleich, wenn er sich nicht mehr zu helfen weiß, abmeyert — seht, solche Freuden könntet ihr euch, könntet ihr andern verschaffen: daß Menschenseelen euch segnen, in euch ihre Beglücker fühlen.

Eine solche That spricht laut für euch zu Gott. Eine solche That verschaft und sichert euch die Liebe aller Menschen. Denn so verderbt sind wirklich die Menschen in der Welt noch

nicht,

nicht, daß sie nicht sollten sogleich im ersten Blick erkennen: daß es so seyn müßte. Eine solche That ist werth, daß sie mit unauslöschlichen Zügen für die Nachwelt aufbewahret werde, daß ein jeder, der Unglückliche trösten, unterstützen kann, sie nachahme — mehr werth, als die siegreichsten Trophäen für sich erkämpft, mit den blutigsten Waffen zahllose Loorbeeren um seine Schläfe erfochten zu haben.

Und was war nun die Antwort des Herrn von ** auf diesen Dank?

„Mein Freund! mein Bruder! geht hin und wirthschaftet ferner gut; so wird euch Gott segnen. Aber den Gulden behalte ich zum ewigen Andenken."

Das nenne ich edel und brav.

Würde es nicht unendlich besser in der Welt seyn, wenn so mancher Große, der das Mark des Landes auf die üppigste Weise verschwendet, der den sauren Schweiß eines oft so unglücklichen Menschen, der die Thränen der Wittwen und Waisen nichts achtet; wenn so mancher Mann vom Mittelstande, der herrlich und in Freuden lebt, sich nicht die kleinste Freude versagt, wenn

diese ihren Ueberfluß, ihren übertriebenen Aufwand zu solchen schönen Handlungen verwendeten? Soll unter Christen dieß noch immer bloß frommer Wunsch bleiben? Und sollten solche Thaten sich nicht immer bey uns mehren?

Die Welt ist gewiß die beste, die vollkommenste. Das sie es nicht ist, daran sind einzig die Menschen schuld. Was könnte sie seyn, wenn ihre Bewohner mehr der wahren, und nicht der eingebildeten Vollkommenheit nachstrebten, nicht im Tand ihren Werth suchten — im Tand, der doch so vergänglich ist, wie sie.

Solche Thaten aber sind bleibend für Welt und Nachwelt. Das erzählen Enkel und Urenkel noch ihren Kindern. Daß es uns jetzt wohlgeht, sagen sie, das verdanken wir Gott und der Güte des edelsten unter den Menschenherzen, der sich unsrer Noth annahm. Eine solche That darf nicht in Erz und Stein gehauen werden, sie bedarf keinen gedungenen Lobredner. Unauslöschlich steht sie in den Herzen der Menschen, die das Wahre nie verkennen - aber oft zu wenig Aufmunterung sehen, wahrhaft groß zu handeln. Lieber erziehen sie sich zum Ueberfluß Hunde und Katzen, Pferde, Vögel und andere

Lieb-

Lieblingsthiere, besorgen diese auf das pünktlichste; indeß der Arme an ihrer Thüre um Brodt weint — ohne daß sie oft darauf achten: oder wohl gar unwillig darüber werden, solchen Scenen nicht einmal ihr Ohr leihen wollen, in der größten Geschwindigkeit sie abfertigen, damit sie nur weiter nichts davon hören oder sehen.

Menschen! Deutsche! rührt euch diese Geschichte nicht, und fühlt ihr das Wahre in dieser Darstellung nicht; so bin ich bange für die künftige Welt. Denn wenn der edelste Trieb der Wohlthätigkeit erst ganz erstickt; wenn unsere Kinder unsre Härte sehen, die wir so oft gegen unsere Brüder, die um uns sind, — ich rede hier nicht von denen, die uns nichts angehen — äußern, was ist dann zu erwarten?

Eine Welt voll Unglück, Menschenelend, Dieberey, Betrug ꝛc. muß sich gewiß noch vermehren, da wir es doch vermindern, verhüten könnten! — O möchten die Menschen wieder Menschen werden!!!

Ausschweifung, bedauren diese auf das zärtlichste ihre verlohrnen Brüder, an ihrer Spitze ein Bruder [illegible] — [illegible] [illegible] wurden, [illegible] [illegible] größern Wohlthätigkeit sie aufzurichten, damit sie nur weiter nichts davon hören noch sehen.

Menschheit! [illegible] läßt euch [illegible] nicht, und fühlt ihr das Glück in dieser Vorstellung nicht: so will ich sorgen für die künftige Welt. Denn wenn der ewige Plan der Wohlthätigkeit erst ganz erreicht, wenn unsere Kinder unsre [illegible] die alle so oft große andre Brüder, die es uns sind, — ich sehe hier nicht [illegible] angehen — [illegible] zu erwarten?

Eine Welt voll Unglück, Menschenelend, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Menschheit werden!

Frauenzimmerfehde und Entwickelung derselben

Braunschweig 1792

L.eleg.m. 371 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10576140-4
VD18 14593211-001